DIE MEMOIREN EINES KÖNIGS

Théodore-Louis-Auguste de Foudras, August Kretzschmar

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrlich[illegible]sepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden, und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos[illegible]bliothek,

Die

Memoiren eines Königs.

Vom

Marquis de Foudras.

Aus dem Französischen übertragen

von

A. Kretzschmar.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Die Memoiren eines Königs.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Die Marterkammer.

Als Dimitri den Grafen von Berg[illegible]asse verlassen, hatte er sich zu dem Oberjustitiar der Gesellschaft begeben, um sich, wie die Gesetze es vorschrieben, zur Verfügung desselben zu stellen.

Der Justitiar erwartete ihn.

Er war mit seinem Staatsgewande begleitet, saß auf einem Throne von prachtvollem Elfenbein und beherrschte Gruppen von Jünglingen und Jungfrauen, welche einen weiten Kreis um ihn herum bildeten.

Dem Throne des Justitiars gegenüber stand ein zweiter leerer Thron, über welchen man eine prächtige Decke von Goldstoff geworfen.

Alabasterne Lampen verbreiteten über dieses Gemälde einen sanften duftigen Schein.

Dimitri stellte sich langsam in die Mitte des Saa=

les, zwischen den leeren Thron und den, auf welchem der Justitiar saß. Hierauf ließ sich auf ein gegebenes Signal eine sanfte trauliche Musik hören; drei Thüren öffneten sich zu gleicher Zeit, zur Linken, zur Rechten und im Hintergrunde, und ein harmonischer Schauer durchzuckte die ganze Versammlung.

Durch die Thür rechts traten zwölf in schwarze Gewänder gekleidete Jünglinge mit Cypressenkronen auf dem Haupte und jeder ein funkelndes Schwert in der Hand haltend, in feierlichem Zuge ein und stellten sich in Ordnung um den leeren Thron.

Durch die Thür links kamen zwölf Jungfrauen in lange weiße Gewänder gekleidet, das Haupt mit Rosen umkränzt, jede ein goldenes Rauchfaß in der Hand tragend und stellten sich neben die Jünglinge.

Endlich durch die Thür des Hintergrundes trat allein mit fliegendem Haar und einem Schleier, der von ihrer Stirn bis auf die Füße hinabreichte und hinter welchem man eine schwarzsammtne Gesichtsmaske bemerkte, eine junge Frau mit gemessenem Schritt ein, ging bis zu dem leeren Throne, stieg langsam die Stufen desselben hinan und setzte sich mit majestätischer Geberde auf denselben nieder. Die Musik dauerte fort und die Jünglinge und Jungfrauen sangen die bei dergleichen Ceremonieen gewöhnlichen Gesänge.

„Schon ist der Tempel, schon sind die Thüren geöff-

net," sangen die Jungfrauen; „Weihrauch reinige die Luft, welche diesen geheiligten Ort umgiebt."

„Lieben Kinder," sangen die Jünglinge, „zarte Sprossen, kommt herbei in den Vorhof und Ihr, die Weisen und Eingeweiheten, eilet herbei in das Allerheiligste."

Nach einem Augenblicke der Ruhe hoben die Jünglinge wieder an:

„Dies ist die schreckliche Stunde der Züchtigung; der Zorn entzünde sich in Aller Herzen, und die Gerechtigkeit steige herab vom Himmel in die Brust des Großmeisters."

Und die Jungfrauen antworteten:

„Das Licht entzünde sich in allen Geistern; die Milde paare sich mit dem Urtheilsspruch des Richters und Verzeihung und Gnade steige herab auf die Stirn des Schuldigen."

Allmählig jedoch verstummte die Musik und bald hörte man nichts weiter, als die schwächen, unbestimmten Töne einiger Klaviere, welche noch die von den Jünglingen und Jungfrauen gesungenen Melodieen wiederholten.

Tiefes Schweigen trat hierauf in dem Saale ein und der Justitiar erhob sich auf seinem Throne.

„Brüder," sagte er mit starker Stimme, „ein großes Verbrechen ist begangen worden, und die Züchtigung schwebt über dem Haupte des Schuldigen. Wenn die

Vertheidigung, die er uns vortragen wird, ihn rechtfertigt, so möge er frei und ohne Gewissensbisse auf Erden wandeln und unsere guten Wünsche werden ihn begleiten. — Wenn es aber wahr ist, daß er seinem Schwur untreu geworden, daß er die geschworene Treue verrathen, dann mögen unsere Herzen sich der Milde verschließen und nichts kann ihn unserer gerechten Rache entziehen."

Hierauf wendete er sich zu Dimitri selbst und fuhr fort:

„Der Sklave antworte selbst, ohne Umschweife und der Wahrheit gemäß, wie es einem Mitgliede unserer Gesellschaft gebühret."

Dimitri hatte bis jetzt gleichgiltig und schweigend dagestanden; er hatte mit theilnahmlosem, fast zerstreutem Auge die Vorbereitungen gesehen, deren Bedeutung ihm durchaus nicht unbekannt war. Als der Justitiar ihn anredete, wendete er sich langsam nach diesem herum, richtete seinen kühnen, offenen Blick auf ihn und antwortete:

„Ich habe gethan, was mein Gewissen mir zu thun befohlen hat. Der junge Mann, den Ihr mir bezeichnet hattet, kennt sich selbst nicht, unsere Brüder in Frankreich können seinen Tod nicht wollen. — Bevor ich ihn kannte, habe ich Euch gehorcht und auf seine fromme Brust die Waffen gerichtet, welche Ihr mir in die Hände gegeben hattet; Gott hat die Kugel von ihm abgelenkt und an ihn allein müßt Ihr Euch halten, daß es mir nicht ge-

glückt ist. Heute, wo ich diesen jungen Mann kenne, erkläre ich, daß keine Macht der Erde mich vermögen würde, nochmals einen Anschlag auf sein Leben zu machen."

„Also seid Ihr Eurem Schwure untreu geworden mit vollem Bewußtsein des Fehlers, den Ihr beginget."

„Ich habe weiter nichts zu sagen, als daß ich das gethan habe, was ich thun zu müssen glaubte."

„Ihr habt also das allgemeine Interesse Eurem persönlichen Interesse geopfert?"

„Gott ist über Allen und Gott hat Alles gethan."

„Ihr bleibt bei dieser Vertheidigung?"

„Ich bleibe dabei."

„Ihr habt nichts weiter zu Eurer Rechtfertigung anzuführen?"

„Nichts."

„Ueberlegt es Euch wohl, Dimitri."

„Ich habe es mir überlegt."

„Eure Hartnäckigkeit verdient eine furchtbare Züchtigung!"

„Gott ist groß — er wird mich vertheidigen."

„Die Züchtigung ist vielleicht der Tod."

„Gott ist gut — er wird meinen Richtern verzeihen."

Der Justitiar machte eine Geberde, durch welche er Dimitri der Rache der Versammlung zu überlassen schien,

dann wendete er sich zu den Jünglingen, welche mit zur Erde gesenkten Schwertern neben ihm standen und sagte:

„Brüder, der Verbrecher ist verstockt und die Reue hat noch nicht sein Herz berührt. Der Großmeister wird mit Kummer dieses Benehmen eines seiner Kinder erfahren. Legt Alle vor ihm auf's Neue den Schwur der Treue und des Gehorsams ab, denn gerade wenn der Verrath unsere Reihen lichtet, müssen wir uns enger an einander schließen, und die Bande, welche uns vereinigen, fester knüpfen."

Und ehe er von dem Throne herabstieg, setzte er noch hinzu:

„Man führe den Verbrecher in die Marterkammer!"

Die Marterkammer war eine Art unterirdischen Gefängnisses, unbequem, finster, ungesund, tief unter dem Boden ausgegraben, von dicken, festen Mauern umgeben, damit das Geschrei der Schlachtopfer nicht von außen gehört werden könne.

Dieses Gefängniß war viereckig und seiner ganzen Länge nach mit schwarzem Tuch ausgeschlagen. An dem einen Ende hing, beinahe die Decke berührend, ein großes Crucifix von Elfenbein an einem rothen Kreuze. Ein cirkelrunder Tisch nahm den Hintergrund des Saales ein und hinter diesem Tische erhob sich ein Sessel von schwarzem Sammet, mit einem Baldachin von demselben Stoffe.

Dieses Gefängniß erinnerte an die der Inquisition.

Als Dimitri mit sechs der mit Cypressen bekränzten Jünglinge in die Marterkammer eintrat, nahm ein Mann von imposanter Gestalt den unter dem Crucifix stehenden Sessel ein und neben ihm standen zwei Mitglieder der Gesellschaft.

Alle drei waren maskirt.

Der Leibeigene des Fürsten Hartzoff trat mit festem, sicherem Schritte bis an den runden Tisch heran, und nachdem er den sechs Jünglingen ein Zeichen gegeben, sich zu entfernen, verneigte er sich vor dem Crucifix und wartete.

Der Mann von imposantem Aussehen machte das Zeichen des Kreuzes, murmelte mit leiser Stimme ein schnelles Gebet und sagte, nachdem er den Kopf emporgerichtet:

„Dimitri, Deine Brüder beschuldigen Dich eines großen Verbrechens, des feigsten, des unverzeihlichsten von allen, erkennst Du Dich als schuldig?“

„Gott hat allein das Recht, mich zu richten!“

„Du hattest aber dieses Recht an Deine Brüder abgetreten; warum leugnest Du heute die Worte und die Schwüre eines früheren Tages?“

Dimitri schwieg.

„Deine Hand war bewaffnet, wer hat sie zurückgehalten?“

Dasselbe Schweigen.

„Du willst also das Band zerreißen, welches Dich mit uns vereinigte und Du fürchtest nicht, indem Du dies thust, daß Deine Brüder Dir eine grausame Züchtigung auferlegen werden?"

„Ihr habt von dem Rechte gesprochen, welches ich unsern Brüdern abgetreten hatte," unterbrach Dimitri; „noch in diesem Augenblicke werde ich Euch an das erinnern, was ich noch besitze. Ich bin hier in der Marterkammer, ich wünsche nicht über meine Verbrechen verhört zu werden und will allein hier die wenigen Stunden verbringen, die ich noch zu leben habe."

„Es geschehe, wie Du wünschest, mein Sohn," antwortete der ehrwürdige Mann; „wir sind noch Brüder und ungeachtet Deines Verbrechens wollen wir Gott bitten, daß er Dich vor Deiner eigenen Verstocktheit errette."

Eine Viertelstunde später war Dimitri in der Marterkammer allein.

Als der Leibeigene die Jünglinge, die ihn hierher begleitet, einen nach dem andern, dann auch diejenigen, die ihn befragt, hatte hinausgehen sehen, als er sich so allein in diesem großen, schwarz ausgeschlagenen Zimmer sah, wo das bleiche Antlitz des gekreuzigten Erlösers auf ihn herabblickte, da durchrieselte ihn ein eigenthümlicher

Schauer und zum ersten Male drang die Unruhe in sein Herz. —

Dimitri wußte noch nicht, welches Loos ihm beschieden sei; er wußte, daß die Gesetze der Gesellschaft, der er angehörte, jedes ähnliche Verbrechen, wie er begangen, mit dem Tode bestraften und er zweifelte nicht an der Strenge, mit welcher er, nach dem Benehmen, welches er beobachtet, von den Seinigen gerichtet werden würde.

Indessen, in gewissen Augenblicken blitzte ein Strahl der Hoffnung durch diese Befürchtung hindurch und die Erinnerung an Georgelen beschwichtigte seine Angst, so daß die Ruhe wieder auf seine Stirn zurückzukehren schien.

Dimitri war ganz gewiß kein gewöhnlicher Mensch. Von Natur mit ungemeiner Willenskraft begabt, gehorchte er fast stets seinen Instinkten, ohne die Vernunft zur Regelung seines Willens oder zur Beherrschung seiner Bewegungen aufzufordern.

Er war eines großen Verbrechens eben so fähig, wie einer großen That; sein Verstand war immer in seinem Herzen, niemals in seinem Kopfe.

Er war fähig, eine unermeßliche Anhänglichkeit, aber auch einen unversöhnlichen Haß zu fassen; die Mäßigung war ihm unbekannt; er hätte sich aus Liebe können tödten lassen, wie er aus Haß gemordet haben würde!...

Dimitri blieb ungefähr eine halbe Stunde in der

Marterkammer und durchschritt den Raum mit raschen Schritten und unter der Brust gekreuzten Armen, bald eine Beute der wüthendsten Aufregung, bald von der tiefsten Trauer ergriffen.

Das Leben war es sicherlich nicht, was er betrauerte — dieses elende Leben, aller Noth preis gegeben, zerrissen von den bittersten Leiden — dieses Sklavenleben. Kein Lächeln hatte ihn beim Eintritt in dasselbe empfangen, keine Hand seine ersten Schritte geleitet.

Das Leben war es nicht, was er in dieser schweren Stunde betrauerte.

Was er betrauerte, das war Georgele — die wohlthätige Fee, deren Antlitz wie eine glänzend reine Erscheinung sich ihm in seinen süßesten Träumen zugeneigt; klar und ruhig hatte sie oft den unversöhnlichen Zorn beschwichtigt, der in seiner Brust grollte.

Für ihn war Georgele mehr als Weib — sie war für ihn ein übernatürliches Wesen, welches durch eine geheime Sympathie bewogen ward, alle Schmerzen zu trösten, alle Leiden zu theilen und das Blut zu stillen, welches aus allen seinen Wunden hervorströmte.

Und dann hatte die abergläubische Seite in dem Charakter Dimitri's in den Handlungen Georgelens gewisse unerklärliche Excentricitäten gefunden, die auf seine Phantasie einen eigenthümlichen Eindruck gemacht hatten. Er hatte offenbare Beweise von der außerordentli-

chen Macht gesehen, welche diese Frau rings um sich her ausübte; er hatte bemerkt, welchen Schrecken diese Macht einflößte und er war nahe daran, zu glauben, daß die Mascherata im Verkehr mit der Geisterwelt stände.

Als er noch mit diesen Betrachtungen beschäftigt war, öffnete sich plötzlich eine der Seiten der an den Wänden hängenden Draperie, und es trat die maskirte Frau herein, welche der Leser schon einen der beiden Throne im Gerichtssaale hat einnehmen sehen.

Diese Frau ging langsam auf Dimitri zu, legte eine ihrer Hände auf seine Schulter, und nahm mit der andern ihren Schleier und ihre Maske hinweg.

„Georgele!“ rief Dimitri im Tone der unverkennbarsten Dankbarkeit und Freude, „Ihr kommt, mich zu retten.“

„Ich werde für Dich thun, Dimitri,“ antwortete die Mascherata, „was ich für Alle thun werde, die mich geliebt oder mir gedient haben. Man klagt Dich an, weil Du den Herzog nicht getödtet hast, und ich danke Dir dafür — indessen, Dimitri, ehe ich etwas in dieser Hinsicht beschließe, mußt Du mir erklären, welchem Gefühl Du gefolgt bist, als Du das Leben dem Herzog schenktest und ihn rettetest, anstatt ihn zu vernichten?“

„Der Herzog ist gut — und die Taube hat mir empfohlen, die Guten nicht umzubringen.“

„Wer hat Dir gesagt, daß der Herzog es sei?“

„Dimitri's Herz ist rein — es hat keinen andern Widerhall, als für gute Gefühle."

„Du liebst ihn also?"

„Ja."

„Und Du würdest Dich dazu verstehen, ihm mit inniger Anhänglichkeit zu dienen, wie Du Deiner Herrin gedient hast?"

„Ja, ich würde für ihn sterben, eben so wie ich für Euch sterben könnte."

Die Mascherata dachte einen Augenblick nach, dann hob sie mit Lebhaftigkeit wieder an:

„Du hast den Herzog diese Nacht gesehen?"

„Ihr hattet mir es befohlen."

„Welche Personen befanden sich bei ihm?"

„Der Vicomte de Chadeul, der Graf de Louvain, der Marquis de Sivry."

„Gut — und dann?"

„Der Herzog will sich heute morgen mit den beiden Letztern schlagen."

„Was sagst Du?"

„Die Wahrheit."

„Ein Duell?"

„Ein Duell."

„Aber aus welchem Grunde, unter welchem Vorwande, in welcher Absicht?"

Dimitri erzählte Georgelen den Auftritt, den unser Leser bereits kennt.

Während Dimitri sprach, ward Georgelens Wange bald roth, bald bleich; sie kreuzte die Arme über der Brust, welche heftig athmete und sah den Leibeigenen unverwandt an.

„Zu welcher Stunde soll das Duell stattfinden?" fragte sie ungestüm.

„Um acht Uhr."

„An welcher Stelle?"

„Hinter dem Schlosse des Herzogs von Curland."

„Der Wohnung Ludwigs XVIII.?"

„Ganz recht."

„Aber dieses Duell muß um jeden Preis verhindert werden."

„Das scheint mir sehr schwierig."

„Der Graf und der Marquis sind Beide zu fürchtende Gegner."

„Der Herzog weiß es wohl."

„Sein Tod ist fast gewiß."

„Man hat es ihm gesagt."

„Und er ist nichts destoweniger bei seinem Entschlusse geblieben?"

„Er hat den Einwurf lächelnd zurückgewiesen."

„Edler junger Mann!" rief Georgele, deren Augen sich mit Thränen füllten.

Gleich darauf fuhr sie fort:

„Vielleicht weiß er gar nicht den Degen zu führen?"

„O, was das betrifft, so wollte der Vicomte de Chadeul ihn auf die Probe stellen, und siehe da, der Vicomte ward entwaffnet."

„Du hast es gesehen?"

„Ich war dabei zugegen."

„Gut, gut, aber der Graf de Sivry ist ein kalter, grausamer Mensch; die Beleidigung, die der Herzog erfahren, ist schwer; er wird sich rächen wollen.— der Herzog kann den Tod finden — was sollen wir thun?"

Georgele, die von einer fieberhaften Aufregung gefoltert ward, fuhr sich schnell mit beiden Händen über die Stirn, und als ob ein plötzlicher Gedanke unter diesem magnetischen Drucke hervorgegangen wäre, richtete sie plötzlich den Kopf empor und ein Blitz schien in ihrem Auge zu glänzen.

„Gleichviel!" sagte sie, „wenn er sterben muß, so soll er doch nicht in ihren Armen sterben, und ich will seine letzten Augenblicke durch Worte versüßen, die nur ein Weib ihm sagen kann. — In einem Augenblicke, Dimitri, wirst Du dieses Gefängniß verlassen, und Alles, was Dir Deine Herrin befiehlt, wirst Du mit Muth und Pünktlichkeit ausführen. — Auf baldiges Wiedersehen und laß Niemanden wissen, was Du thun wirst."

Die Mascherata entfernte sich bei diesen Worten und ließ Dimitri in der freudigen Gewißheit zurück, daß sie ihm seine baldige Befreiung verschaffen würde.

In dem Augenblicke aber, wo die Thür, durch welche die Mascherata hinausgegangen war, sich geschlossen hatte, öffnete sich eine entgegengesetzte und Dimitri sah zu derselben einen halb neugierigen, halb unruhigen Kopf hereinragen.

Zwei Ausrufungen ließen sich in einem und demselben Augenblicke hören.

Die erste von dem Leibeigenen, welcher in dieser neuen Person den Grafen von Bergalasse erkannte.

Die zweite von Bergalasse, welcher Dimitri erkannte.

„Der Graf! Hier!“ sagte Dimitri ganz bestürzt.

„I, ich bin es, Herr Sklave,“ antwortete der Graf in spöttischem Tone. „Als Ihr mich in Gesellschaft der reißenden Thiere einsperrtet, die ich ganz charmant, aber sehr langweilig fand, vergaßt Ihr nur eins, nämlich daß ich Schlosser bin, und daß es unter schwierigen Umständen nicht alle Mal unumgänglich nothwendig ist, einen Schlüssel zu haben, um eine Thür zu öffnen.“

Indem der Graf von Bergalasse so sprach, hatte er einige Schritte gethan und war in die Marterkammer getreten.

Zweites Kapitel.

Die Aussage.

Als der Graf de Louvain und der Marquis de Sivry sich entfernt hatten, als auch Dimitri Matthäus' Einladung zufolge fortgegangen war, und Naundorf sich mit dem Vicomte de Chadeul allein sah, erwachte eine glühende Sympathie in seinem bewegten Herzen und er warf sich unter strömenden Thränen in die Arme des Vicomte.

„Ah, gelobt sei Gott!“ sagte er, „daß er mich in diesem undankbaren, feindseligen Lande ein Herz wie das Eure hat finden lassen. Was wäre aus mir in dieser Stunde geworden, wenn Ihr mich nicht durch Eure edelmüthige Freundschaft aufrecht erhalten hättet, wenn ich die Last der Schande, die auf mir ruht, allein hätte tragen müssen.“

Der Vicomte schloß den Herzog mit inniger Bewegung in seine Arme und konnte einige Secunden lang kein Wort hervorbringen — so tief gerührt war er.

„Warum weint Ihr so?“ antwortete er endlich; „das Leben beginnt kaum für Euch und schon verwünscht Ihr es! Ihr seid ein Kind — Ihr wollt der Hoffnung entsagen und wißt noch nicht, was Euch auf der Bahn erwartet, die sich vor Euren Blicken öffnet! — Und doch seid Ihr glücklich, daß Ihr noch jung seid und in Eurem Herzen nichts tragt, als die Sorge um die Zukunft ohne die Reue und Vorwürfe der Vergangenheit!“

Der Herzog verstand den Sinn dieser Worte. Er erkannte mit Einem Blicke, daß die scheinbare Frivolität dieses Mannes eine düstere Verzweiflung verbarg, und daß seine Liebe zum Leben nur die Außenseite einer innigen Lossagung von den Dingen dieser Welt war. Er drückte ihm die Hand, zog ihn sanft zu sich, und nachdem er ihn eingeladen, Platz zu nehmen, warf er sich selbst in einen der Sessel. —

„Ihr habt Recht, Chadeul,“ sagte er in träumerischem und schwermüthigem Tone, „ich bin zuweilen egoistisch und denke mehr an meine eigenen Leiden als an die Anderer, besonders an die Euren, lieber Vicomte; aber ich weiß gewiß, Ihr würdet mir sofort verzeihen, wenn Ihr wüßtet, welche schreckliche Leiden die Wiege meiner Kindheit gewesen sind, und von welchen Qualen mein Leben

umringt gewesen ist. — Auch ich habe gelitten, mein Freund, ich habe oft geweint und an der Gerechtigkeit der Menschen und an der Güte Gottes gezweifelt. — Ich ging meinen Gang und bot allen Muth und alle Kraft zum Kampfe gegen ungreifbare Spukgestalten auf, und mehr als einmal — ich sage es Euch allein und zuerst — mehr als einmal habe ich mich traurig und verzweifelt an den Rand des Weges gesetzt und mich gefragt, ob ich wohl ein Verbrechen begehen würde, wenn ich Gott dieses farbenlose Dasein zurückgäbe, welches er mir geschenkt hat."

Chadeul machte eine Geberde des Erstaunens. Der Herzog schwieg.

„Ich werde Euch einmal erzählen, welches Leben das meine gewesen ist," setzte er nach einer Pause hinzu, „von dem Tage an, wo ich mich allein auf der Straße sah, ohne Freunde, ohne Familie, bis zu dem, wo ich mir hier wegen eines niedrigen Verdachts das Leben nehmen wollte, und Ihr, in dem das Gefühl der Würde und der menschlichen Ehre so wach ist, Ihr sollt mir dann sagen, ob ich Recht oder Unrecht habe, mich über mein Schicksal zu beklagen, und ob jemals eine edelmüthige Sympathie den Kelch der Bitterkeit von meinen Lippen entfernt hat."

Indem der junge Herzog so sprach, war er aufgestanden; er ging nach seinem Secretair, und nachdem er aus demselben ein sorgfältig in einem Futteral von Pergament verwahrtes Kästchen herausgenommen, näherte er

sich wieder dem Vicomte de Chadeul, der ihm neugierig mit seinem Blicke gefolgt war.

„Vicomte de Chadeul!“ sagte der junge Herzog mit einer lebhaften Bewegung, welche seine Stimme zittern machte und seine Augen mit Thränen füllte, „da das Gefecht, welches bald stattfinden wird, traurige Folgen haben kann, so will ich Euch in Eure Hände eine Aussage niederlegen, die von meiner Mutter herrührt, und deren Inhalt ich erst erfahren sollte, wenn ich mein zwanzigstes Jahr erfüllt haben würde. Ich weiß nicht, wie der Ausgang des Kampfes sein wird, der mich erwartet. Wenn ich am Leben bleibe, so werdet Ihr mir dieses kostbare Vermächtniß, welches mir von meiner Mutter hinterlassen worden und ihr Portrait enthält, wieder zurückgeben; falle ich, so könnt Ihr es ohne Bedenken öffnen, und Ihr wenigstens, ein Freund, den mir das Schicksal so entfernt von unserm gemeinschaftlichen Vaterlande zugeführt hat, werdet mein ganzes Geheimniß erfahren, und was für einen Menschen Ihr geliebt habt.“

Der Herzog überreichte Chadeul das Kistchen, welches er in der Hand hielt, und als dieser Letztere antworten wollte, beeilte er sich, hinzuzusetzen:

„Bewahrt mir ein gutes Andenken, mein Freund; ich bin sehr unglücklich gewesen, ich habe viel gelitten; Eurer Begegnung verdanke ich die ersten Augenblicke reiner Freude, die ich in dieser Welt geschmeckt, und ich sage es Euch,

Chadeul, wenn ich das Leben betraure, so geschieht es, weil ich einen Augenblick geglaubt habe, daß es mir, wenn ich mich auf Euren Arm stützte, vielleicht möglich gewesen wäre, das Ziel des Weges zu erreichen, ohne den Kummer und die Schmerzen der Vergangenheit zu fürchten."

Der Herzog war bleich, einige Thränen glänzten in seinen Augen; er fuhr sich einige Mal mit der Hand über die Stirn und ließ sie endlich auf die Armlehne des Sessels zurückfallen.

Chadeul betrachtete ihn schweigend, und als er ihn so jung, so schön und so rein sah, fragte er sich, woher dieses Kind käme, dessen Stirn schon verrieth, welche schreckliche Prüfungen er erduldet, zu welchem geheimnißvollen Ziel sein Weg führte. Eine Wolke umhüllte seine Wiege, er hatte niemals die Freuden der Familie, noch die Süßigkeiten der Freundschaft gekannt, und dennoch hatte er in der Einsamkeit, welche er durchwandelt, jene herzliche Empfindsamkeit des Herzens bewahrt, welche die schönste Eigenschaft erhabener Naturen ist. Chadeul wußte nicht, was er von dem, was er hörte und sah, denken sollte. Solche Kraft, solche Energie, ein solcher Wille, gepaart mit so viel Natürlichkeit, Anmuth und Offenheit. Ganz gewiß, der Herzog war kein gewöhnlicher Mensch, das ergab sich aus Allem. Welches Geheimniß bedeckte daher diese Existenz, allen Zufällen der Reise in fremden Ländern preisgegeben, welches Verhängniß schwebte über dem Ge-

schick dieses jungen Mannes, welches Unglück hatte ihn bisher verfolgt und bedrohte ihn noch in diesem Augenblicke?

Chadeul wendete sich zu ihm, um ihn sanft aus dem Hinbrüten zu erwecken, in welches er versunken war.

„Hoffen wir!“ sagte er mit bewegter Stimme zu ihm; „hoffen wir, mein Freund. Der Kampf, welcher stattfinden wird, hat vielleicht nicht den schrecklichen Ausgang, den Ihr fürchtet, und in der Zukunft sind uns ohne Zweifel noch glückliche Tage beschieden. Sivry und Louvain führen den Degen bewundernswürdig, aber ich glaube, Ihr habt Euch doch nicht in dieses Wagniß gestürzt, ohne Eurer Kraft und Sicherheit sicher zu sein?“

„Ich habe schon sehr jung fechten gelernt,“ antwortete der Herzog, „es war dies eine der Nothwendigkeiten meines abenteuerlichen Lebens. Ich habe mehrmals Gelegenheit gehabt, mich meines Degens zu bedienen, und ich kann sagen, daß ich ihn nicht schlecht geführt habe.“

„Wohlan!“ rief Chadeul, „und wer war Euer Fechtmeister?“

„Der Graf de Frotté.“

„Ist's möglich!“ rief der Vicomte, auf welchen dieser Name eine unerwartete Wirkung zu äußern schien.

„Zweifelt Ihr daran?“

„Der Graf de Frotté!“

„Er selbst.“

„Aber dieser ist ja eins der wichtigen Glieder der Armee des Prinzen von Condé?“

„Ohne Zweifel!“

„Kennt Ihr den Prinzen?“

„Ich habe ihn oft gesehen.“

Der Vicomte betrachtete wiederholt das Kästchen, welches er in der Hand hielt, und welches der Herzog ihm überreicht hatte, dann schien er, gleichsam verlegen gemacht durch die tausend Gedanken, welche seinen Kopf durchkreuzten, Anstand zu nehmen, noch mehr Fragen an den jungen Herzog zu richten. Endlich jedoch faßte er sich gewaltsam und nahm das Gespräch wieder auf.

„Was Ihr da sagt,“ bemerkte er, „setzt mich in das höchste Erstaunen, theuerster Freund, und verzeiht mir, ich kann mir nicht erklären, welche Stellung Ihr einnehmt und weshalb Ihr, unbekannt, allein in der Welt, von den Häuptern der verbannten Partei mit so ausgezeichnetem Wohlwollen aufgenommen worden seid.“

Der Herzog lächelte bei diesem Einwande.

„Es giebt,“ sagte er, „in meinem Leben Dinge, welche ich mir eben so wenig erklären kann, als Ihr; meine Vergangenheit theilt sich in zwei bestimmt von einander unterschiedene Theile: die Vergangenheit, deren ich mich entsinne, und die Vergangenheit, deren ich mich nicht entsinne, von welcher aber gleichwohl eine undeutliche Erinnerung in meinem Gemüthe zurückgeblieben ist.

„Ich entsinne mich, so lange ich lebe, des Grafen de Frotté und des Prinzen von Condé, weil sie alle beide gut, großmüthig und freundlich gegen mich waren, weil sie mich mit wahrer ungeheuchelter Freude empfangen haben, weil sie mir die innigste und fast väterliche Zuneigung erwiesen. Was die Jahre betrifft, welche der Begegnung mit dem Grafen de Frotté vorausgegangen sind, so sind dieselben gleichsam mit einem Schleier bedeckt, und vergebens versenke ich meinen Blick in dieselben. — Einige Bilder bieten sich mir allerdings dar, aber auf so verworrene Weise und so wenig bestimmt, daß es mir in der That unmöglich ist, etwas Genaues darüber zu sagen. Es muß über meiner Kindheit ein Geheimniß oder ein großes Unglück schweben; es muß Menschen geben, welchen daran liegt, mir die Thatsachen zu verbergen, die mich bei meinen Nachforschungen hätten leiten können und ihnen ohne Zweifel verdanke ich, daß ich weder den Namen meines Vaters noch den Namen meiner Mutter kenne!“

„Ihr wißt also gar nichts von Eurer Kindheit?“ fragte der Vicomte, dessen Neugierde mit den Worten des Herzogs immer höher stieg.

„Nichts, oder so viel als nichts,“ antwortete der Letztere, „von meiner Kindheit kann ich mich auf nichts besinnen, als auf ein Gefängniß und einen Kerkermeister.“

Sie schwiegen Beide einen Augenblick lang, dann

hob Chadeul von der Neugier, die sich seiner plötzlich bemächtigt hatte, angeregt, wieder an:

„Verzeihung, theurer Freund, Verzeihung für alle meine vielen Fragen, aber sie interessiren mich mehr als Ihr glauben könnt. Ich selbst bin mit bei der Armee des Prinzen von Condé gewesen, obgleich es mir widerstrebte, die Waffen gegen mein Vaterland zu tragen, und ich entsinne mich, daß zu einer gewissen Zeit das Gerücht von der Ankunft des Grafen de Frotté sich verbreitete; es war dies vor ungefähr zwei Jahren.“

„Ganz richtig, ich war mit dem Grafen de Frotté!“

„Ah!“ sagte Chadeul, „Ihr waret es.“

Und der Graf heftete seinen Blick auf den Herzog und schien jeden seiner Züge zu mustern.

„Noch ein Wort,“ begann er wieder, „als der Prinz von Condé Euch empfing, bemerktet Ihr nicht —“

„Ich war damals noch sehr jung,“ wendete der Herzog ein.

„Gleichviel, versucht Euch zu erinnern,“ antwortete Chadeul; „bemerktet Ihr nicht in dem Empfange, den man Euch bereitete, weit weniger freundliches Wohlwollen, als wirklichen Respect?“

Der Herzog konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

„Meiner Treu, lieber Vicomte,“ entgegnete er, „Ihr bringt mich da auf lange vergessene Einzelheiten zurück;

indessen, etwas fiel mir bei dem Empfange des Prinzen wirklich auf, und zwar, wie Ihr eben bemerktet, ein ganz ungewöhnlicher Respect. Da ich aber diesen Respect auf keinerlei Weise verdient zu haben glaubte, so hielt ich ihn für Kälte und dachte weiter nicht daran."

Chadeul war lebhaft bewegt; es lag gleichzeitig in seinem Blicke und in dem Tone seiner Stimme Furcht, Bewunderung, Respect und glühendes Mitgefühl. Ein neues mächtiges Gefühl schien sich seines Herzens bemächtigt zu haben; er hatte das bevorstehende Duell und den Auftritt der vergangenen Nacht ganz vergessen, um nur an die Dinge zu denken, die er eben gehört und die für ihn eine Bedeutung hatten, welche der Leser in einigen Augenblicken leichter begreifen wird.

Der Herzog dagegen antwortete mit unveränderter Einfachheit und Naivetät auf die Fragen seines Freundes, ohne daß er das Erstaunen dieses Letztern oder auch nur den Umstand bemerkte, daß er mit einem Male zurückhaltender, respectvoller oder kälter geworden war. Es war das für ihn nichts weiter als einer jener tausend eigenthümlichen Zufälle seiner Existenz, über welche er niemals sehr nachgedacht, und nur mit den ernsten Angelegenheiten des Augenblicks beschäftigt, vergaß er gern jene Ereignisse, welche den Vicomte so zu überraschen schienen.

Dieser letztere wollte indessen noch nicht mit seinen

Fragen aufhören. Man hätte meinen sollen, er habe ein mächtiges Interesse daran, noch mehr zu erfahren, so sehr beeiferte er sich, Zweifel aufzuklären, die sich seit langer Zeit in seinem Gemüthe angehäuft hatten.

„Es ist leicht möglich, mein lieber Herzog," hob er bald darauf wieder an, „es ist leicht möglich, daß Ihr in diesem Kampfe fallt; ich muß Euch nochmals fragen, ob Ihr nicht für gewisse Personen, die Euch theuer sind, Aufträge habt, die ich treulich ausrichten würde."

„Ich habe nur sehr wenig Menschen gekannt," antwortete der Herzog, „und die Personen, welche ich gekannt habe, verdienen, glaube ich, nicht, daß ich mich in der Stunde meines Todes mit ihnen beschäftige."

„Was, auch nicht einen Freund?"

„Keinen, außer Euch."

„Auch nicht einmal eine Geliebte?"

Der Herzog ließ wieder jenes seltsame Lächeln blicken, welches zuweilen auf seiner Lippe sichtbar war und ein Gemisch von Bitterkeit, Zweifel und Mißtrauen ausdrückte.

„Ich habe mein Herz verschlossen, wie ein Grab, lieber Freund; ich habe niemals ein Weib geliebt; ich hoffe, daß Gott mir die Gnade erweisen wird, mich niemals eins lieben zu lassen!"

Der Herzog machte eine Pause, dann sagte er:

„Indessen, es giebt ein Weib, welches Gott einmal mir in den Weg geschickt hat. Ich weiß nicht, welchen Zauber die Natur in ihren Blick, welche Anmuth sie in ihre Stimme gelegt hat, aber ich versichere, daß ihr Anblick hingereicht hat, mich innig zu ergreifen. An diese, aber blos an diese, werde ich, wenn ich das Leben behalten sollte, noch lange ein süßes und liebes Andenken bewahren."

„Und dieses Weib?" fragte Chadeul.

„Ist die Mascherata!"

Chadeul wollte noch weiter sprechen, als ein Klopfen an der Zimmerthür ihre Aufmerksamkeit ablenkte.

Der Herzog stand auf, um zu öffnen.

Ein kleiner alter Mann mit kahlem Kopfe, aber sehr lebhaften und hellen Augen trat auf die Schwelle der Thür.

„Herr von Naundorf!" sagte er, indem er den Herzog ansah.

„Das bin ich," antwortete dieser.

„Ich habe einen wichtigen Auftrag an Euch auszurichten, Herr von Naundorf, und würde mich freuen, wenn es Euch möglich wäre, mir einige Augenblicke zu widmen."

Der Herzog verneigte sich leicht und der kleine alte Mann trat in das Zimmer herein.

Sein Blick schweifte im Gemach umher, und während

der Herzog ihm einen Sessel hinschob, wie um zum Niedersetzen einzuladen, hatte der kleine alte Mann rasch alle Ecken und Winkel durchforscht. Als er damit fertig war, verneigte er sich seinerseits und setzte sich.

Chadeul war mittlerweile, um die Discretion nicht zu verletzen, aufgestanden, hatte seinen Hut genommen und den Degen umgegürtet, und ging dann auf den Herzog zu, um sich zu beurlauben.

„Ich verlasse Euch,“ sagte er mit leiser Stimme, „morgen früh werde ich wieder da sein und Euch abholen.“

Dann zog er den Herzog noch näher mit sich zur Thür hin, senkte die Stimme noch tiefer und sagte:

„Mein lieber Herzog, mißtraut diesem Menschen; er ist ein gewandter, schlauer, vorsichtiger alter Mann, der zu Euch in einer Absicht gekommen sein muß, die Ihr leicht verstehen werdet, wenn Ihr auf Eurer Hut seid.“

„Wer ist dieser Mann denn?“ fragte der Herzog.

„Ein geheimer Agent des Grafen von Provence.“

„Des Königs von Frankreich?“

„Allerdings.“

„Und wie heißt er?“

„Quatre Sous des Chenets! ...“

„Die Chronik erzählt nicht, was zwischen dem Herzoge von Naundorf und M. Quatre-Sous des Chenets vor-

ging, aber es waren kaum zehn Minuten verflossen, als alle Beide rasch das Zimmer verließen und in eine Hofequipage stiegen, welche sie nach dem Schlosse der Herzoge von Kurland, gegenwärtig der Residenz des Grafen von Provence, bringen sollte.

Drittes Kapitel.

Ludwig XVIII. in Mitau.

Der Graf von Provence, den man in der Verbannung im Voraus Ludwig XVIII., König von Frankreich nannte, führte in der That ein sehr freudenloses Leben. Die Stadt schien auch übrigens gar nicht geschaffen zu sein, um die Mußestunden eines Königs ohne Königreich zu erheitern. Die russischen Städte sind überhaupt nicht sehr anziehend und Mitau hat ganz besonders ein ungeheuer fades, ärmliches und langweiliges Ansehen.

Indessen, Rußland hatte sich in Bezug auf den verbannten Fürsten mit aller Rücksicht benommen, welche dem Fürsten gebühre. Es waren große Vorbereitungen anbefohlen worden, um ihn zu empfangen und die Einwohner waren gehalten, seinem Gefolge tausend Stühle, hundert Betten, dreißig Tische und eine bedeutende Anzahl von andern nothwendigen Gegenständen zu liefern.

Ludwig XVIII. hatte zu seinem gewöhnlichen Aufenthalt das Schloß der Herzöge von Kurland gewählt, welches einige hundert Schritt von der Stadt entfernt liegt. Diese Wohnung war den Umständen ziemlich angemessen und man hatte sogar in Hinsicht auf die religiösen Bedürfnisse eine besondere Kirche für den katholischen Cultus eingerichtet.

Das Schloß der bekanntlich durch die Kaiserin Katharina II. entthronten Herzöge von Kurland war ein Monument, welches dem Fürsten, der es bewohnte, jeden Augenblick den Unbestand der Dinge in's Gedächtniß rufen mußte und es bestand kein Hinderniß für diese beiden Unglücklichen, sich unter einander zu trösten.

Ludwig XVIII. schien jedoch sehr gleichgiltig gegen die historische Lehre zu sein, die er aus dem Anblick der Ruinen, die er bewohnte, entnehmen konnte. Er hörte das Geschwätz des Hofes an, korrigirte und kommentirte die Oden des Horaz, machte sein Spielchen und aß Eier.

Diese letzte Einzelnheit ist ganz besonders würdig, aufgezeichnet zu werden. Man hat noch nicht berechnet, welchen Einfluß die Eier auf einen verbannten Fürsten haben können!

Dies waren so ziemlich alle politischen Beschäftigungen, denen Ludwig XVIII. sich widmete.

Man hegte allerdings den Wunsch, einmal nach Frankreich zurückkehren zu können, aber man beschäftigte sich

deswegen nicht mit den Mitteln, welche geeignet sein konnten, diesen Wunsch zu verwirklichen.

Wir dürfen jedoch nichts verschweigen.

Man hatte eine Armee ausgehoben, welche man die Emigrationsarmee nannte. Sie war in vier Theile getheilt. Der erste, aus Edelleuten bestehend, stand unter den Befehlen des Prinzen von Condé; der zweite, aus adeligen Reitern zusammengesetzt, marschirte unter denen des Herzogs von Berry; der dritte, von dem Herzog von Bourbon kommandirt, stellte die Linieninfanterie vor und der vierte endlich, welcher verschiedene Corps umfaßte, gehorchte dem Herzoge von Enghien.

Man hatte sich in Mitau sehr viel mit der Uniform der Emigrationsarmee beschäftigt, und nach vielem Hin- und Herreden war beschlossen worden, daß die Uniform grün sein sollte, mit schwarzem Kragen und rothen Aufschlägen, weißer Weste und weißen Hosen. Die Reiter und adeligen Chasseurs zeichneten sich durch goldene Tressen aus.

Nachdem alle diese Fragen erledigt waren, erwartete man, das Gewehr im Arm, den Augenblick, nach Frankreich zurückzukehren.

Mittlerweile aber kommentirte Ludwig **XVIII.** den Horaz, machte sein Spielchen und aß Eier.

Ludwig **XVIII.** war sehr geistreich, wenigstens sagten dies seine Schmeichler. Eines Tages kam der Graf

von Avaray, sein Vertrauter, mit bestürzter Miene und fast ohne sich anmelden zu lassen, auf dem Schlosse der Herzöge von Kurland an. Dieses Vergessen der Etiquette von Seiten des Grafen war ein schweres Vergehen und mußte ganz gewiß einen gewichtigen Grund haben. Allerdings, denn der Graf von Avaray kam in der That, um Ludwig XVIII. zu melden, daß es in der Stadt Mitau an Eiern fehle.

„So mußte es früher oder später kommen," antwortete Ludwig XVIII., ohne so sehr zu erschrecken, als der Graf erwartet hatte, „denn ich habe immer gesagt, daß unser Verweilen hier ein unfruchtbares sein würde, und nun, wie es scheint, sind selbst die Hühner davon angesteckt worden."

Der verbannte Fürst hatte im Auslande die Gewohnheit angenommen, sich über Alles durch ein Bonmot zu trösten.

Ganz im Gegensatze zu dem König von Yvetot ging Ludwig XVIII. sehr spät zu Bett und stand zeitig auf. Er hatte eine sehr lebhafte Correspondenz mit den in ganz Europa zerstreuten diplomatischen Agenten und das Lesen dieser Correspondenz und die Antworten, welche sie nöthig machte, nahmen einen guten Theil des Tages weg.

Der Graf von Avaray verließ ihn selten. Er hatte zu diesem eine ganz besondere Zuneigung, sowohl aus Rücksicht auf den Dienst, den er ihm geleistet, indem er seine

Flucht aus Frankreich möglich machte, als auch wegen der Sympathie, die ihm seine persönlichen Eigenschaften einflößten.

Außer diesen schon gewichtigen Gründen hatte Ludwig XVIII. auch noch zwei andere. Erstens übersetzte der Graf von Avaray den Horaz sehr schlecht, weshalb der König Gelegenheit hatte, ihn oft zu korrigiren, und zweitens theilte der Graf von Avaray als ächter Hofmann größtentheils den Geschmack seines Herrn in Bezug auf Küche und Keller.

In der Nacht, wo die von uns erzählten Ereignisse stattgefunden hatten, saßen Ludwig XVIII. und der Graf Avaray am Tische neben dem warmen Kamin und besprachen sich geheimnißvoll über die letzten aus Frankreich eingetroffenen Nachrichten. Seit einigen Jahren hatten die Emigranten ihre Ansprüche ganz eigenthümlich modifizirt und die von dem corsischen Wehrwolf errungenen Erfolge hatten nicht wenig beigetragen, gewisse Meinungen über die wahrscheinliche Rückkehr Ludwigs XVIII. auf den Thron seiner Väter, in Umlauf zu bringen. Die französische Republik schien auf unerschütterlichen Grundlagen zu ruhen und selbst im Feldlager der verbannten Aristokratie hatten sich gewisse beunruhigende Gerüchte verbreitet, welche auf nichts weniger abzweckten, als dem Grafen von Provence die Legitimität seiner Rechte auf den französischen Thron streitig zu machen.

Ludwig XVIII. war an diesem Abend ganz gegen seine Gewohnheit sehr in Gedanken versunken und lieh den Worten seines Vertrauten nur getheilte Aufmerksamkeit.

Plötzlich unterbrach er sich.

„Wißt Ihr, mein lieber Avaray," sagte er, „was diesen Abend beim Fürsten Hartzoff vorgegangen ist?"

„Die Fête ist charmant gewesen, Sire," antwortete der Graf, „und die ganze Versammlung hat nichts bedauert, als die Abwesenheit Eurer Majestät."

„Diese Antwort wußte ich auswendig, ehe Ihr mir sie gabt," wendete der Fürst lächelnd ein, „sie ist in meinem Gemüthe eben so feststehend, als sie, wie es scheint, auf den Lippen aller Menschen ist, welche sich in der Umgebung der Könige befinden. Glaubt mir, Avaray, entkleidet Euch dieser Redensarten, die höchstens vor den Augen des Publikums gut zu nennen sind und bedenkt, daß ich die aufrichtigen Gesichter eben so sehr liebe, als ich die lügnerischen Larven verabscheue."

„Ich bin außer mir, daß ich das Unglück habe, Eurer Majestät zu mißfallen," antwortete der Graf bleich werdend.

„O nein, mein lieber Freund," antwortete Ludwig XVIII., „nein, Ihr habt Euch keine Ungnade zugezogen; ich wundre mich nur, daß Ihr, den ich bisweilen mit dem Namen eines Freundes beehrt, Euch nicht von diesem höfischen Firlefanz losmachen könnt, der in Mitau zumal gar nicht an seinem Orte ist. Uebrigens wollen

wir darüber nicht weiter sprechen; das, wonach ich Euch fragen will, ist weit wichtiger."

„Und was betrifft es, Sire?"

„Einen Streit, der diesen Abend bei dem Fürsten Hartzoff entstanden ist."

„Zwischen Sivry und Louvain und einem gewissen Herzog von Naundorf?"

„Ganz richtig."

„Ist dieser Streit ein ernsthafter geworden?"

„So ernsthaft, daß der Herzog sich morgen mit Sivry und Louvain schlagen wird."

Der Graf warf mit ungläubiger Miene den Kopf empor.

„Ich fürchte sehr," sagte er, daß die Nachrichten, die man Eurer Majestät überbracht hat, nicht ganz genau sind, denn ich zweifle, daß Männer, welche die Namen Sivry und Louvain führen, sich so weit vergessen werden, ihre Degen mit dem eines Abenteurers zu kreuzen."

„Wißt Ihr auch gewiß, daß der Herzog ein Abenteurer ist?"

„Alle Welt sagt es."

„Dann hat alle Welt Unrecht."

„Wie so?"

„Ohne Zweifel, denn Sivry und Louvain, die ich ebenso wie Ihr für wahre Edelleute halte, haben dem

Herzog versprochen, sich morgen früh auf dem Kampfplatze einzufinden."

Der Graf d'Avaray schien einen Augenblick nachzudenken.

„Das ist allerdings sehr sonderbar," hob er nach einer Pause wieder an, „denn wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, so hat der Fürst Hartzoff über den Charakter des jungen Herzogs ausgesprochen und zu einigen Personen in seiner Umgebung geäußert, daß er in dieser Beziehung ganz sichere Nachrichten von einer vollkommen unterrichteten hohen Person habe, so daß —"

„So daß?"

„So daß wir geglaubt haben, diese hohe Person wäre —"

„Nun, wer denn?"

„Ich weiß nicht, ob ich es sagen darf."

„Immer sprecht."

„Diese hohe Person wäre Eure Majestät."

Ludwig XVIII. schien einen Augenblick verlegen, dann ließ er ein kurzes, trocknes Lachen hören, von welchem der Graf nicht wußte, was er denken sollte.

„Ach, mein lieber Graf," sagte er, indem er seine Worte mit einer Geberde des Vorwurfs begleitete, „ich glaubte nicht, daß einer von den Meinen auf den Gedanken kommen könnte, ich beschäftigte mich mit der Politik

des Fürsten Hartzoff; es ist mir dies ein neuer Beweis, daß die Abwesenden allemal Unrecht haben."

„Sire!"

„Auf jeden Fall, mein lieber Avaray," fügte der Fürst hinzu, „um Euch zu zeigen, wie wenig die Versicherung des Gouverneurs von Mitau gegründet war, theile ich Euch mit, daß ich in dem gegenwärtigen Augenblicke den Besuch des jungen Herzogs von Naundorf erwarte."

„Wäre es möglich?"

„Und Ihr könnt Euch wohl denken, daß ich, wenn ich vermuthete, der Herzog gehöre direkt oder indirekt zur französischen Polizei, mich wohl hüten würde, ihn hierher kommen und in diese Gemächer eindringen zu lassen, wo ein geübtes Auge so manches Geheimniß erhaschen könnte."

Der Graf d'Avaray verneigte sich und machte Miene, sich zu entfernen.

„Nein, bleibt, lieber Graf," sagte Ludwig XVIII., „Ihr werdet dieser Unterredung beiwohnen und ich ermächtige Euch, meinen Hof, unter dem es so viele böse Zungen giebt, von den kleinsten Einzelheiten desselben in Kenntniß zu setzen."

Eben als Ludwig XVIII. ausgesprochen hatte, rollte ein Wagen in den Ehrenhof des Schlosses.

Einen Augenblick später öffnete sich die Thür des Zimmers, in welchem sich Ludwig XVIII. und der Graf

d'Avaray befanden und Herr Quatre-Sous des Chenets erschien auf der Schwelle und meldete:

„Der Herzog von Naundorf!"

Dieser Letztere folgte dicht hinter ihm, er trat in das Zimmer, that einige Schritte nach dem Kamine hin und verneigte sich tief vor dem König.

Dieser Letztere deutete ihm einen Stuhl an, neben welchem der junge Herzog bleich und ehrerbietig stehend Platz nahm.

Während dieser Zeit hatte sich Herr Quatre-Sous des Chenets seinem Herrn genähert und ihm rasch mit leiser Stimme zugeflüstert:

„Er ist natürlich, rechtschaffen, gefühlvoll und kennt sich selbst nicht."

Hierauf verschloß Herr Quatre-Sous des Chenets die Thür und entfernte sich.

Der Herzog war ruhig; Ludwig XVIII. betrachtete ihn verstohlen und schien mit dieser Musterung eben so zufrieden zu sein, als er es mit den von Quatre-Sous des Chenets ausgesprochenen geheimnißvollen Worten gewesen war.

„Ich habe Euch zu mir rufen lassen, Herr Herzog," sagte er endlich, indem er sich zu diesem Letzteren wendete, „weil ich mich wundere, daß ein seit vierzehn Tagen in Mitau anwesender Franzose noch nicht verlangt hat, seinen legitimen König zu begrüßen. Es liegt in diesem Ver-

halten eine schwere Verletzung der einfachsten Regeln des Anstandes und ich bedaure, daß ein Edelmann wie Ihr, Herr Herzog, sich einer solchen schuldig gemacht hat."

„Ich bin unbekannt, mir selbst unbekannt, Sire," antwortete der Herzog, „ich wollte nur einige Stunden in Mitau verweilen; wenn ich hätte denken können, daß Eure Majestät damit unzufrieden wären, so würde ich es mir zur Pflicht gemacht haben —"

„Es sei, Herr Herzog," unterbrach ihn Ludwig XVIII., „wir werden Euch diese Unaufmerksamkeit auf Eure Pflichten und unsre Rechte weiter nicht nachtragen; aber was wir Euch nicht verzeihen können, ist, daß Ihr hier Streit und Zwistigkeiten anstiftet und mich gewaltsam meiner bravsten und geliebtesten Vertheidiger berauben wollt."

„Ich habe das Duell, auf welches Eure Majestät hindeutet," antwortete der Herzog, „nur im Interesse meiner eigenen Ehre angenommen und diese Ehre werde ich mit Muth vertheidigen, welches Loos die Zukunft mir auch beschieden haben möge."

„Sehr schön," wendete Ludwig XVIII. ein, „aber Ihr wißt doch wohl, daß die Reihen meiner Getreuen seit einiger Zeit durch Feigheit oder Ehrgeiz sich bedeutend gelichtet haben und daß es mir daher unmöglich sein muß, zu dulden, daß kindische Empfindlichkeiten sich auch noch einmischen und sich mit meinen Feinden vereinigen, um

mir die einzige Hoffnung der Zukunft meines Thrones zu rauben."

Ein grausamer Gedanke durchzuckte bei diesen Worten das Gemüth des jungen Herzogs und ein fahles Lächeln streifte über seine Lippen.

„Sire," antwortete er, „ich kann das nicht als kindische Empfindlichkeit betrachten, was die Ehre eines Menschen und die Unbescholtenheit seines ganzen Lebens zum Gegenstande hat. Um meiner Ehre willen ist es nothwendig, daß ich mich morgen mit dem Marquis de Sivry und dem Grafen de Louvain schlage und ungeachtet mich der Wunsch beseelt, Eurer Majestät angenehm sein zu können, ist es mir doch unmöglich, diesem Duell zu entsagen oder es auch nur aufzuschieben. Eure Majestät möge sich jedoch beruhigen; obschon ich noch sehr jung bin, bin ich doch des Lebens, welches Gott mir geschenkt, ziemlich überdrüssig und wenn es den Herren de Sivry und de Louvain gefällig ist, mir es zu nehmen, so kann ich Euch versichern, daß sie mich nicht sehr geneigt finden werden, es zu vertheidigen."

Diese Einfalt schien Ludwig XVIII. und den Grafen d'Avaray zu rühren. Sie betrachteten den Herzog mit mehr Wohlwollen und Ludwig XVIII. machte ihm eine freundschaftliche Geberde mit der Hand und sagte:

„Wir verlangen nicht, daß Ihr das Leben unserer Unterthanen auf Kosten des Euren schonen sollt; verthei-

digt Euch, Herr Herzog, erhaltet Euer Leben, welches der Sache, der wir Alle dienen, nützlich sein kann, aber schont auch das unserer Freunde — weiter verlangen wir nichts von Euch. Wenn Ihr dies thut, werdet Ihr Euch Anspruch auf unsere Dankbarkeit erwerben. Gebe Gott, daß es uns dereinst vergönnt sein möge, Euch zu beweisen, daß wir gegen die, die uns Dienste leisten, nicht undankbar sind."

Nachdem Ludwig XVIII dies gesagt, machte er eine Geberde, welche der Herzog sofort verstand. Er grüßte ehrerbietig den verbannten Monarchen und zog sich langsam nach der Thür zurück.

Der Graf d'Avaray begriff seinerseits, daß seine Gegenwart lästig werden könnte, und nachdem er die Befehle seines Herrn empfangen, grüßte er ihn ebenfalls und entfernte sich, wie der Herzog gethan.

Ludwig XVIII. sah sie einen nach dem andern sich entfernen, dann stand er auf und ergriff eine auf dem Kamin stehende kleine silberne Klingel und schellte.

Herr Quatre-Sous des Chenets trat augenblicklich ein.

„Sind sie fort?" fragte Ludwig XVIII. seinen ersten Kammerdiener.

„Sie verlassen so eben das Hôtel," antwortete Quatre-Sous des Chenets.

„Gut," sagte der König, „so laßt die Beiden eintreten."

Herr Quatre-Sous des Chenets ließ sich diesen Be-

fehl nicht zweimal wiederholen, sondern wendete sich sofort nach einer in dem Wandgetäfel angebrachten Seitenthür, drückte auf eine Feder und verschwand.

Zwei Secunden darauf trat er wieder ein, gefolgt von den Herren de Louvain und de Sivry.

Ludwigs XVIII. Miene hatte sich mit einem Male umgewandelt.

Er war wieder ruhig, kalt und streng geworden.

Viertes Kapitel.

Fortsetzung.

Ludwig XVIII. ging im Zimmer auf und ab, als die beiden Edelleute eintraten.

Er blieb stehen, um sie zu betrachten.

Die beiden Edelleute wußten durchaus nicht den Grund, weshalb man sie gerufen hatte. Sie ahnten wohl, daß es sich um das bevorstehende Duell handeln könne, aber ein Duell war eine so gewöhnliche Sache, daß sie fast nicht glauben konnten, der König bekümmere sich darum. Er würde sich dadurch in zu offenbaren Widerspruch mit dem Geiste des französischen Adels gesetzt haben.

Dieser nächtliche Besuch bei dem König von Frankreich in diesem alten Schlosse der Herzöge von Kurland, schien ihnen daher etwas ganz Unerklärliches und Beide marterten ihr Gehirn, um zu errathen, was wohl der eigentliche Zweck sei.

Der Eine dachte an seine Liebschaften; der Andere dachte an den Spieltisch.

Und Beide irrten sich.

Ludwig XVIII. setzte seinen nachdenklichen Spaziergang fort und bewegte stumm die Lippen.

Endlich blieb er stehen, und nachdem er sich in einen am Kamin stehenden Sessel geworfen, musterte er nochmals genau die Physiognomieen, welche die beiden Edelleute in diesem Augenblicke zeigten.

Er gab ihnen ein Zeichen, näher zu treten.

„Ich erwartete Euch, meine Herren," sagte er endlich; „Euch, Herr de Sivry, um Euch zu sagen, daß ich unzufrieden mit Euch bin; Euch, Herr de Louvain, um Euch wissen zu lassen, daß ich weit entfernt bin, mit Eurem Verhalten zufrieden zu sein."

Die beiden Edelleute verneigten sich und waren nicht wenig bestürzt.

„Also," fuhr der verbannte Monarch fort, „Ihr, Herr de Sivry, habt seit Eurem Verweilen in Mitau mehr Schulden gemacht, als mit den sämmtlichen Besitzungen Eurer Ahnen bezahlt werden könnten. Ihr, Herr de Louvain, führt mit gewissen Frauen dieser Stadt ein Leben, welches für die ganze Emigration ein wahrer Skandal zu werden anfängt!"

Sivry und Louvain hörten gleichgiltig zu; dieser königliche Verweis schien ihnen nicht sehr ernsthaft zu sein.

Sie wußten das im Voraus und schon seit langer Zeit waren ihnen ähnliche Vorwürfe gemacht worden. Es mußte also nothwendig noch etwas Anderes dahinter stecken; aber was es war, das konnten sie nicht errathen.

Ludwig XVIII. hob wieder an:

„Ich habe Euren Verirrungen lange nachgesehen, meine Herren, weil ich immer hoffte, daß die Zeit diese tadelnswerthen Neigungen von selbst in Wegfall bringen und Ihr endlich einsehen würdet, daß es Euch in der Fremde ganz besonders gezieme, dem Namen Ehre zu machen, den Eure Ahnen Euch hinterlassen haben. Da Ihr aber bei Eurem Verhalten beharret und alle meine Bemühungen, Euch auf bessere Gedanken zu bringen, vergebens gewesen sind, so habe ich, obschon es mir selbst leid thut, zu außerordentlichen Maßregeln greifen müssen, welche durch die ernsten Umstände, in denen wir uns befinden, nöthig gemacht werden."

Die beiden Edelleute spitzten die Ohren.

„Ich habe gedacht, meine Herren," fuhr der König fort, „daß, weil es mir unmöglich ist, von Euch eine gänzliche Unterwerfung unter die Willensmeinung zu verlangen, die ich Euch so oft ausgesprochen habe, die Sicherheit des Hofes verlangte, daß Ihr nicht länger unter uns verweilet und daß Ihr bei der Armee des Prinzen von Condé weit besser an Eurem Platze seid als an dem Hofe zu Mitau." —

Die beiden Edelleute wechselten einen raschen Blick, in welchem sie beide gegenseitig ihre Gedanken lasen.

Niemals war eine Gnade besser aufgenommen worden, als in diesem Augenblicke die Strafe, die ihnen auferlegt werden sollte.

Sivry hatte, wie Ludwig XVIII. eben erwähnt, in der That mehr Schulden gemacht, als ein verbannter Marquis sich jemals anmaßen kann, bezahlen zu wollen. Der Marquis fühlte sich daher sehr geschmeichelt, daß man ihm wenigstens für einige Zeit Gelegenheit geben wollte, sich dem immer unangenehmen Anblick eines Gläubigers zu entziehen, selbst wenn dieser ein Russe wäre.

Was Louvain betraf, so hatte der Aufenthalt in Mitau ihn zu glücklich gemacht, als daß er nicht im Grunde seines Herzens ein gewisses Bedauern empfunden hätte, diese Stadt zu verlassen, wo er so sehr geliebt worden; es war aber Louvain etwas passirt, was jedem Manne, der Glück beim schönen Geschlechte hat, nach Verlauf einer gewissen Zeit passirt. Er sah sich nämlich, nachdem er nach einigen Monaten den ziemlich kleinen Kreis leichtsinniger und liebenswürdiger Damen durchgemacht, genöthigt, entweder diese Lieblingsbeschäftigung ganz aufzugeben, oder den Cirkel wieder von vorn anzufangen. Diese Alternative war durchaus nicht verlockend, wenigstens war dies Louvains Meinung selbst.

Dem Grafen war es daher gar nicht unlieb, eine

Gelegenheit zu finden, die Fortsetzung seiner Liebesabenteuer auf einen andern Schauplatz übertragen zu können.

Sivry übernahm es, das Wort zu ergreifen.

„Der Graf von Louvain und ich, Sire," sagte er, „haben genug Beweise von unserer Anhänglichkeit an die Sache der Legitimität gegeben, als daß Eure Majestät nur einen Augenblick an der Freude zweifeln könnte, mit welcher wir die Erlaubniß annehmen, die uns gegeben wird, diese Sache auf dem wahren und eigentlichen Kriegsschauplatze zu vertheidigen. Unser Degen ist eben so wie unser Herz dem Dienste Eurer Majestät geweihet; verfüget darüber wie Ihr wollt, wir werden stets stolz sein, zu gehorchen." —

Ludwig XVIII. machte eine Bewegung mit dem Kopfe.

„Etwas Anderes habe ich auch gar nicht von zwei Edelleuten erwartet, an deren Werthe ich niemals gezweifelt habe," antwortete er; „ich habe gestern an den Prinzen von Condé schreiben lassen, um ihm Eure Ankunft zu melden; alle Maßregeln sind getroffen und Ihr werdet noch heute Nacht von Mitau abreisen."

Sivry und Louvain wechselten wieder einen Blick, in welchem aber diesmal eine Art von schlecht verhaltenem Zwange lag.

„Eure Majestät möge uns verzeihen," wendete Louvain ein, „aber es ist uns unmöglich, uns diese Nacht auf die Reise zu machen oder Mitau vor morgen früh acht

Uhr zu verlassen, wie gebieterisch auch übrigens der Beweggrund sein möge, welcher Eure Majestät bestimmt, zu wünschen, daß wir so schnell abreisen."

„Wie!" sagte Ludwig XVIII., „und welche andere Pflicht könnte Euch hier zurückhalten, wenn Euer König Euch befiehlt abzureisen?"

„Eine heilige Pflicht, Sire," antwortete Sivry, „und Eure Majestät ist ein zu guter Richter in dergleichen Dingen, als daß sie uns nicht Recht geben sollte."

„Ein Rendezvous der Liebe?" fragte der König, und stellte sich, als ob er es nicht verrathen wollte.

„Ein Rendezvous der Ehre, Sire," antworteten die beiden jungen Männer mit Festigkeit.

Ludwig XVIII. dachte einen Augenblick nach; plötzlich schlug er sich mit dem Zeigefinger auf die Stirn, als ob ihm ein Gedanke eingekommen wäre.

„Gut!" sagte er, „ich besinne mich; Quatre-Sous des Chenets hat mir so etwas erzählt; Ihr habt einen Streit mit einem gewissen Herzoge von Naundorf gehabt, glaube ich."

„Ganz recht, Sire."

„Bei dem Fürsten Hartzoff."

„Vor zwei Stunden."

„Ist denn die Sache so ernsthaft gewesen?"

„Sire, wir müssen uns morgen mit dem Herzog von Naundorf schlagen, der Graf de Louvain und ich."

Ludwig XVIII. war aufgestanden und spazierte wieder im Zimmer hin und her.

„Wohlan," sagte er, „ich bin es zufrieden, daß meine Edelleute sich schlagen, wenn ihren Zwistigkeiten wirklich ernste, ehrenvolle Ursachen zum Grunde liegen — aber ich bin nicht gemeint, daß sie ihr Leben, welches mir so kostbar ist, auf's Spiel setzen, wenn das Interesse ihrer Ehre, der Ehre des französischen Namens, es nicht verlangt.

„Wer ist dieser Herzog von Naundorf?"

„Ein verbannter französischer Edelmann."

„Kennt Ihr Naundorfs in Frankreich, Herr de Louvain?"

„Nein, keinen, Sire."

„Dieser Name scheint mir viel zu deutsch zu klingen, als daß er einem Franzosen angehören könnte."

„Das ist wahr."

„Was sagt Ihr dazu, Herr de Sivry?"

„Ich denke wie Eure Majestät."

„Glaubt Ihr, daß dieser Herzog wirklich einer ist?"

„Ich weiß es nicht."

„Und scheint es Euch angemessen zu sein, daß Edelleute, welche den ersten Familien des Königreichs Frankreich angehören, ihr Leben auf's Spiel setzen, wenn man ihnen dagegen nichts bietet, als das eines gewöhnlichen Abenteurers?"

Sivry und Louvain schwiegen, denn sie wußten nicht,

was sie von dieser Sprache halten sollten. Sie für ihren Theil dachten, daß der Herzog von Naundorf ein Mann von Ehre und Muth sei und daß wenig darauf ankomme, ob sein Name ein französischer oder ein deutscher wäre. Sie sagten, der Herzog habe sie beleidigt und in jedem Lande verlange eine Beleidigung eine Genugthuung und endlich bedachten sie, daß die Herausforderung des Herzogs den Vicomte de Chadeul zum Zeugen gehabt und daß ihre Ehre es verlange, unter solchen Umständen nicht zurückzutreten.

„Sire," sagte endlich Sivry mit ernster und fast feierlicher Stimme, „der Herzog von Naundorf hat den Grafen und mich diese Nacht in Gegenwart des Vicomte de Chadeul beleidigt. Der Graf von Louvain und ich sind fest entschlossen, unsere beleidigte Ehre zu rächen und dem Namen, den wir tragen, in Mitau wie in Paris die ihm gebührende Achtung zu verschaffen."

„Also steht Euer Entschluß fest," sagte der König, „und Ihr werdet Euch schlagen?"

„Es wird uns tief schmerzen, Eure Majestät ungehorsam sein zu müssen, aber dieses Duell ist einmal angenommen und wir werden uns zu demselben einfinden."

Ludwig XVIII. blieb von Zeit zu Zeit in der Mitte des Zimmers stehen und dann folgte jedes Mal sein glänzendes Auge den Empfindungen, die sich in den Zügen der beiden jungen Edelleute malten.

Als Louvain ihm die Versicherung gegeben, daß das verabredete Duell stattfinden würde und daß nichts dasselbe rückgängig machen könne, kurz, daß sie fest entschlossen wären, ihr Leben dem Dienste ihrer Ehre zu weihen, da erweiterte sich sein Auge, seine Stirn hellte sich auf und seine Lippen verzogen sich zu einem freundlichen Lächeln.

„Wohlan,“ sagte er, „es sei! Euer Verhalten ist das eines vollkommenen Edelmannes. Ich habe, um dieses Duell zu verhindern, mehr gethan, als ich vielleicht hätte thun sollen, aber weiter kann ich nichts thun. Es geschehe, was da wolle, und möge es Gott gefallen, das Blut meiner getreuesten Unterthanen zu schonen. Meine Herren, vergeßt nicht, der Kampf zwischen zwei feindlichen Lagern ist ausgebrochen, — das eine ist thätig, feurig, leidenschaftlich; das andere ruhig, aber fest in seiner Kraft und in seinem Rechte. Die Feinde unserer Sache müssen unbarmherzig vernichtet werden und weder bei der Armee des Prinzen von Condé noch in Mitau dürfen wir fürchten, jene schändlichen Ränke zu entschleiern, deren man sich so gern bedienen möchte.“

„Eure Majestät kann auf unsern Eifer rechnen.“

„Sehr gut, aber nicht alle Feinde zeigen sich mit unverhülltem Antlitz, sie kommen zu uns hinter jenem aes triplex versteckt, von welchem Horaz spricht, und welches das geübteste Auge nicht immer durchdringen kann —

gegen diese muß ein schonungsloser Krieg geführt werden, denn sie sind die boshaftesten und furchtbarsten."

Ludwig XVIII. that hierauf, als wenn er den beiden Edelleuten das Geleit geben wollte, als sie sich der Thür näherten. —

„Adieu, meine Herren," sagte er, „und vor Eurem Duell fordere ich Euch auf, Quatre-Sous des Chenets über die Moralität Eures Gegners zu befragen. Er wird, ich weiß das gewiß, Euch sehr merkwürdige Aufschlüsse geben können."

Eine Viertelstunde nachdem die beiden Edelleute sich entfernt hatten, sah Ludwig XVIII. seinen ersten Kammerdiener Quatre-Sous des Chenets eintreten.

„Nun?" fragte er mit einem boshaften Lächeln.

„Sie sind Eurer Majestät völlig ergeben," antwortete der alte Höfling.

„Und was denken sie von Naundorf?"

„Das, was ich selbst von ihm denke, Sire."

„Und was denket Ihr?"

„Daß er ein sehr gefährlicher Mensch ist, dessen man sich zu entledigen suchen muß."

Ludwig XVIII. ging in sein Schlafzimmer, warf sich auf sein Bett und es dauerte nicht lange, so schlief er den Schlaf des Gerechten!

Fünftes Kapitel.

Vor dem Duell.

Ungefähr eine Stunde, nachdem der König von Frankreich Sivry und Louvain verabschiedet hatte, traten zwei Männer aus dem einige Stunden von Mitau entfernten Walde und schritten mit einander auf dem Wege nach dieser Stadt weiter.

Es konnte etwa vier Uhr sein, der Tag begann am Horizont heraufzudämmern und die noch in Schatten gehüllte Landschaft schien zuweilen geheimnißvoll zusammenzuzucken, so daß es war, als ob die Erde Athem holte.

Die Straße, welcher die beiden Männer folgten, war flach und eintönig. Hier und da ragten rechts und links verkümmerte Bäume aus dem Boden auf, gleich Gespenstern aus einer andern Welt und streckten ihre fleischlosen, gekrümmten Arme aus, wie um die verspäteten Reisenden im Vorbeigehen festzuhalten, von Zeit zu Zeit sah man in

der Ferne die schlafenden Fluthen eines trügerischen See's funkeln und der rauhe Morgenwind trug das verworrene Grollen der Wogen herüber, die sich an der nahen Küste brachen. —

Der eine von diesen beiden Männern, welcher einen Kaftan von braunem Stoffe und einen breitkrämpigen Hut trug, schien ganz besonders auf die Töne zu hören, welche er ringsum vernahm, und beschleunigte oder verzögerte seinen Schritt, je nachdem diese Töne ihm bedeutsam oder der Art erschienen, daß sie ihm eine gewisse Unruhe einflößten. —

Sein Begleiter folgte ihm und ahmte gelehrig diese verschiedenen Bewegungen nach, ohne sich um den Beweggrund zu kümmern, in welchem sie ihre Entstehung hatten.

Bis jetzt hatte weder der Eine noch der Andere den Mund aufgethan oder ein einziges Wort gesprochen.

Endlich blieb der, welcher der Führer zu sein schien, plötzlich stehen.

Sein Begleiter that dasselbe.

„Hört Ihr nichts, Herr Graf?" sagte er mit leiser Stimme, indem er sich zur Erde niederbeugte.

„Ich höre nichts," antwortete der Gefragte, indem er zugleich diese Bewegung nachahmte.

Der Erste, welcher offenbar der jüngere war, warf sich nun auf die Erde und legte das Ohr fest auf den Boden. —

„Ich hatte Recht," sagte er langsam und ohne seine Stellung aufzugeben, — „sie kommen — ich höre sie —"

Und als der Aeltere sich anschickte, etwas zu entgegnen, fügte er mit gebieterischer Stimme hinzu:

„Ruhig! laßt mich sie zählen — eins, zwei, drei, — es sind drei — sie kommen im Galopp."

Er sprang wieder auf.

„Uebrigens," fuhr er fort, „ist es leicht, zu bemerken, daß sie schon weit sind — Ihr braucht Euch blos zu bücken, so werdet Ihr an dieser Stelle der Straße die unverkennbare Spur von dem Hufe ihrer Pferde finden."

„Wer sagt Euch denn, daß Ihr Euch nicht täuscht?" warf sein Begleiter ein; „ich sehe wohl die Spur von Huftritten, obschon man allerdings darauf aufmerksam gemacht werden muß, um sie zu entdecken, aber wer sagt Euch denn, daß diese nicht von gewöhnlichen Reisenden herrühren?"

„Zweierlei," antwortete der jüngere Mann, „zweierlei, was eins so wichtig ist als das andere. Erstens sind die Reisenden nicht gewohnt, in Karavanen zu reisen und aus den Spuren, welche wir sehen, geht deutlich hervor, daß die Reiter, welche hier vorbeigekommen sind, sehr zahlreich waren, und zweitens ziehen gewöhnliche Reisende nicht mit einer solchen Regelmäßigkeit, daß sie so saubere und richtige Spuren zurücklassen, wie diese. Uebrigens, und wenn Ihr noch einen dritten Grund wissen wollt, muß ich Euch sagen, daß ich in meinem Leben zu oft in der Lage gewesen

bin, solche Spuren zu beobachten, als daß es mir möglich wäre, mich darüber zu täuschen."

„Bei allen Grafen von Bergalasse!" rief der älteste der beiden Männer, der kein anderer war, als der Graf von Bergalasse selbst, „Ihr seid ein unvergleichlicher Mensch, Dimitri, und ich bewundere diesen Scharfblick, mit welchem die Natur Euch begabt hat."

Dimitri verzog den Mund zu dem ihm eigenthümlichen tigerartigen Lächeln und antwortete:

„Wenn Ihr lebtet, wie wir, Herr Graf, so würdet Ihr auch das thun können, was wir thun. Der Leibeigene ist ein wildes Thier; wir besitzen daher die grimmigen Eigenschaften und wunderbaren Instinkte eines solchen. Wenn unsere Feinde dieselbe Begabung besäßen, so stünden wir zu tief unter ihnen, aber Gott ist gerecht gewesen, selbst gegen die Sklaven. Uebrigens," fügte Dimitri hinzu, „habe ich sagen hören, daß diese Gleichheit, welche zwischen uns und den Thieren besteht, auch in den römischen Gesetzen anerkannt und ausgesprochen worden sei."

„Ohne Zweifel," sagte Bergalasse, „das aquilinische Gesetz." —

„Das aquilinische Gesetz, richtig," fuhr Dimitri fort; „aber was kann dann wohl einfacher sein, als daß die Sklaven sich gegen Menschen empören, welche sie so zu behandeln wagen, und daß sie dann in gewissen Stunden sich durch ihren Zorn zu Verbrechen hinreißen lassen?"

Bergalasse verneigte sich, ohne etwas zu sagen; obschon er nicht genau der Meinung Dimitri's war, fand er doch, daß das, was dieser sagte, nicht ganz zu verwerfen sei.

Dimitri hob einen Augenblick darauf wieder an:

„Aber der Augenblick ist noch nicht gekommen, diese brennenden Fragen zu lösen. Andere Zeiten werden ohne Zweifel kommen, bessere Zeiten, wo es auch uns erlaubt sein wird, in der Waage der menschlichen Geschicke ein Gewicht zu sein. Heute müssen wir noch schweigen und wachsam sein. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben sich die Menschen, welche hier vorübergekommen sind, nach dem Orte begeben, von welchem wir kommen. Der Fürst Hartzoff will mit einem Male mit den russischen Leibeigenen und ihren geheimen Versammlungen ein Ende machen und ich glaube, daß es ihm nicht unlieb sein würde, Hand an mich zu legen, den er fürchtet, an Georgelen, welche ihn beunruhigt und an den Herzog, der ihm trotzt."

„Sieh da!" rief Bergalasse, „und warum hat der Fürst einen solchen Groll auf Mademoiselle Georgele und den Herzog?"

„Er ist Georgelen Feind," antwortete Dimitri, „weil Georgele Geheimnisse besitzt, die der Fürst nicht gern ausgeplaudert wissen möchte."

„Ah!"

„Er ist dem Herzoge Feind, weil er fürchtet, daß

Georgele ihm gewisse Einzelnheiten aus seinem Leben erzähle, die er Ursache hat, zu verheimlichen."

„Ah, ah!"

„Doch wir wollen uns ein wenig auf die Seite begeben, denn da nähern sich die Reiter und wenn Ihr mir folgen wollt, so wollen wir uns hüten, ihnen merken zu lassen, daß wir sie gesehen haben. Es wäre das durchaus nicht klug."

Dimitri trat, indem er dies sagte, auf die Seite, Bergalasse ahmte diese Bewegung nach, und der Weg ward auf diese Weise frei für die Reiter, deren Annäherung sie gehört hatten.

Die Reiter kamen in der That auch mit entsetzlicher Schnelligkeit heran und in einen Wirbel von Staubwolken gehüllt.

Mit der Schnelligkeit des Blitzes flogen sie vor Bergalasse und Dimitri vorüber.

„Es sind drei," sagte Bergalasse, als die Reiter eine Strecke weit fort waren, „Ihr hattet Euch nicht getäuscht."

„Ich habe ein sicheres Ohr," antwortete Dimitri, „aber ich muß mir volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und hinzufügen, daß mein Auge wenigstens eben so sicher ist als mein Ohr — habt Ihr sie nicht erkannt?"

„O, wie soll ich sie erkannt haben?" rief der Graf; „sie waren ja in ihre Mäntel gehüllt und hatten die

Hüte weit herabgezogen; ich habe drei Schatten vorüberfliegen sehen, weiter nichts."

„Von diesen drei Schatten," sagte Dimitri, „war der erste der Graf Peterzoff, Vertrauter des Fürsten; der zweite der Graf d'Avaray, Vertrauter des Königs, der dritte war unser Oberjustitiar."

„Euer Oberjustitiar," sagte Bergalasse, „ist das möglich?"

„Es ist Alles möglich — die beiden erstern bezahlen den letztern, um uns zu verrathen, und wie Ihr gesehen habt, verdient der letztere sein Geld."

„Aber welches Interesse hat der König von Frankreich dabei?"

„O, ein sehr einfaches Interesse — die Könige gehen Hand in Hand, sie haben gemeinschaftliche Interessen; das, was für den einen gut ist, ist es auch für den andern; sie verstehen sich wundervoll auf das Zusammenhalten der Tyrannei und sehen in uns nur Sklaven, niemals Menschen! Arme Georgele," setzte Dimitri kopfschüttelnd hinzu, „die Liebe, welche sie gegen uns an den Tag legt, wird eines Tages grausam bestraft werden."

Nach diesen letzten Worten trat ein augenblickliches Schweigen ein. Dann zeigte Dimitri mit der Hand auf die Straße und beide machten sich wieder auf den Weg. Einige Minuten lang gingen sie abermals ohne zu sprechen, hintereinander her, aber die Neugier des Grafen

Bergalasse war durch die letzten Worte seines Begleiters ganz besonders erregt worden.

„Verzeiht mir meine Unwissenheit," sagte er zu Dimitri, „und meinen Mangel an Scharfsinn, aber ich vermag nicht recht zu erkennen, von welcher Art die Gefahr ist, welche Georgelen drohen könnte."

„Ach!" sagte Dimitri, „es giebt dies und das — Alles und nichts. Georgele ist ein zartes Geschöpf, welches das Glück erheben, eine zu starke Bewegung aber zerbrechen kann, wie jene lang aufgeschossenen Pflanzen, welche ein Windstoß zerknickt und die ein Sonnenstrahl belebt. Ich habe Georgelen lachen und weinen, singen und beten, lieben und hassen sehen, und ich sage Euch, Herr Graf, dieses Weib ist eine eigenthümliche Natur, welche nichts halb thun kann, eben so geeignet für den Schmerz, als für die Wonne; eben so stark in der Freude, als in der Verzweiflung. — Einen Tag sehet Ihr sie traurig, träumerisch, das Haupt senkend unter der zu schweren Last eines Gedankens, der nur Gott allein bekannt ist, und den nächsten Tag findet Ihr sie heiter, mit Hoffnung auf der Stirn, Freude in den Augen, Gesang auf den Lippen — arme Georgele, arme Georgele!"

Dimitri fuhr sich rasch mit der Hand in das Haar und richtete seinen Blick gen Himmel.

„Heute," setzte er, aber diesmal mit wirklich veränderter Stimme hinzu. „Heute ist mir Georgele noch trau-

riger erschienen, als ich sie jemals gesehen — in ihren Worten lag Bitterkeit, ihre Brust hob sich gewaltsam, ich habe sogar in ihren Augen Thränen gesehen, welche sie vergebens zu unterdrücken suchte. Georgele ist tödtlich verwundet und wenn ich mich nicht täusche, so ist es dieses Duell, welches sie verwundet hat, es ist dieses Duell, welches sie tödten wird."

„Dieses Duell!" murmelte Bergalasse.

„Ja, Herr Graf."

„Glaubt Ihr, daß es einen unglücklichen Ausgang nehmen werde?"

„Dieses Duell wird blutig und schrecklich sein und der Herzog wird in demselben fallen."

„Woraus schließt Ihr das?"

„Aus Allem — ich weiß es nicht, ich bin wie Georgele, ich habe Ahnungen — seit einigen Tagen gehen um uns herum geheimnißvolle Ereignisse vor, deren Sinn ich nicht recht begreife. Es ist eine Mähnung von Gott!"

„Der Herzog besitzt viel Muth."

„Die beiden Andern sind gewandt."

„Er weiß einen Degen zu führen."

„Die beiden Andern führen ihn oft."

„Ich glaube, Eure Furcht ist übertrieben."

„Gott höre Euch und mache wahr, was Ihr sagt," entgegnete Dimitri, indem er den Kopf auf die Brust sinken ließ.

Sie waren, indem sie so sprachen, an eine Stelle gekommen, wo die Straße enger werdend, an einer kleinen Gruppe von Bäumen vorbeiführte. Dimitri blieb stehen.

„Hier," sagte er zu seinem Begleiter, „hier ist der Platz, wo das Duell vor sich gehen soll. Er ist düster und traurig wie Ihr sehet und ladet eben nicht zur Heiterkeit ein. Wahrscheinlich werden sie bald sich hier einfinden und wenn Ihr wollt, so können wir uns hinter diesen Bäumen versteckt halten."

Gleichzeitig traten sie in das kleine Wäldchen und nahmen darin den besten Standpunkt, welchen die Oertlichkeit erlaubte.

„Glaubt Ihr, daß unsere Leute auf ihrem Posten sind," sagte Bergalasse sodann mit ungläubiger Miene.

„Sie müssen es sein," antwortete Dimitri gleichgiltig.

„Ich zweifle daran."

„Wollt Ihr Euch davon überzeugen?"

„Das wäre mir sehr erwünscht."

Dimitri ließ sogleich ein Geheul hören, welches täuschend das eines wilden Thieres nachahmte und zwei Secunden darauf antwortete ein ähnliches Geheul in kurzer Entfernung.

„Sie sind auf ihrem Posten," sagte Dimitri, ohne seine Stellung zu ändern.

„Das ist wunderbar," sagte Bergalasse.

„Und jetzt," setzte der Leibeigene hinzu, „wollen wir schweigen und aufpassen."

Als er die Worte gesprochen hatte, kamen vier Reiter auf der Straße von Mitau her und machten in einiger Entfernung von dem Grafen und dem Leibeigenen Halt.

Sechstes Kapitel.

Die beiden Leichen.

Diese vier Männer waren, wie der Leser bereits errathen hat, der Herzog von Naundorf und Chadeul, der Marquis de Sivry und der Graf von Louvain.

Sivry und Louvain schienen mit der größten Ungeduld das Gefecht mit ihrem Gegner herbeizuwünschen. Chadeul war traurig und tief bewegt; der Herzog von Naundorf war bewegt, düster und nachdenklich.

Dieser letztere täuschte sich nicht über die verhängnißvolle Lage, in welche die Ereignisse ihn jetzt gebracht hatten. Siegte er, so wußte er wohl, daß er dieses Land verlassen mußte, wo er die reinen Freuden der Freundschaft gekostet und die ersten süßen Regungen der Liebe empfunden hatte. Ward er besiegt, so betrübte es ihn, so fern von seinem Vaterlande sterben zu müssen und ohne den geheimnißvollen Schleier gelüftet zu haben, der bis

jetzt seine Vergangenheit bedeckte. — Nach welcher Seite er sich auch wenden mochte, nach dem verschlossenen Horizont der Vergangenheit oder nach dem noch unsichtbaren Horizont der Zukunft, so lebte in seinem Herzen entweder ein grausamer Zweifel oder eine düstere Verzweiflung.

Ein Mal näherte er sich Chadeul und sagte:

„Mein Freund, wenn ich sterbe, so gedenket dessen, was ich Euch empfohlen! Ihr werdet stets glücklicher sein als ich; Ihr werdet wissen, wer ich bin; Ihr werdet den Namen meiner Mutter erfahren!"

„Entfernt diese traurigen Gedanken," unterbrach ihn Chadeul, „Ihr werdet für uns leben, für mich, für Alle, welche Euch lieben und Euch theuer sind."

Der Herzog schüttelte traurig den Kopf und drückte dem Vicomte die Hand.

„Ich möchte mit Euch hoffen," sagte er, „aber dies ist mir unmöglich. Mein Herz ist traurig und ich möchte lieber weinen — ich bitte Euch, mein Freund, laßt dieser Traurigkeit nicht Zeit, sich ganz meiner zu bemächtigen und mir die Kraft zu nehmen. Machen wir die Sache rasch ab, während meine Hand noch fest und mein Herz noch nicht allzuweich ist."

Chadeul beeilte sich auf diese Einladung, die Vorbereitungen zu dem Zweikampfe zu treffen, und die Gegner stellten sich sofort einander gegenüber.

Man war übereingekommen, sich auf Degen zu schla-

gen und der Marquis de Sivry sollte sich zuerst mit dem Herzog messen.

Der Marquis de Sivry hatte in seinem Leben viele Duelle gehabt, aber keins war ihm noch unter diesen Umständen entgegengetreten. Er hatte sich mit Freuden geschlagen, mit Edelleuten wie er, deren Kraft er kannte, mit denen er schon mehrmals gefochten hatte. Der Herzog machte ihm viel Unruhe; so lange derselbe in seiner Nähe lebte, hatte er seinen Charakter genug erkannt, um zu wissen, daß er Muth besaß und er ahnte wohl, daß es ihm auch nicht an Gewandtheit fehlen würde. Dieses Duell war für ihn gleichsam etwas Unbekanntes und es lag ihm daran, dieser Ungewißheit bald ein Ende zu machen, welche ihm einen großen Theil seiner gewohnten Geistesgegenwart raubte.

Die beiden Gegner kreuzten die Degen und das Gefecht begann.

Gleich bei den ersten Gängen sah Sivry, daß er es mit einem ebenbürtigen Gegner zu thun hatte. Der Herzog war ein Wunder von Präcision, Sauberkeit und Anmuth und führte den Degen mit einer Leichtigkeit und Eleganz, als ob es eine Reitgerte wäre.

Sivry beobachtete ihn einige Sekunden lang, dann begann er den Angriff mit einer Gewandtheit, die der des Herzogs nichts nachgab. Der letztere schlug aber trotzdem

behender, schulgerechter und mit größerer Meisterschaft als er.

Chadeul und Louvain hatten sich einige Schritte zurückgezogen und als sie die beiden Gegner mit demselben Feuer fechten sahen, waren Beide etwas blaß geworden. Es war in der That von diesem Augenblicke an gewiß, daß das Gefecht zwischen zwei Männern von dieser Kraft nothwendig einen blutigen Ausgang nehmen müsse, und Beide fürchteten, sei es für den Herzog, sei es für Sivry.

Der Kampf dauerte fort. Man hörte nichts als das kalte kurze Klirren der Degen und den gepreßten Athemzug der beiden Gegner. Keiner hatte bis jetzt einen Vortheil erlangt. Sivry hatte eine kleine Fleischwunde in der Schulter erhalten, aber diese leichte Verletzung hatte ihn nur um so mehr gereizt und er drang lebhafter, kühner, vielleicht aber auch unvorsichtiger auf den Herzog ein.

Wenn wir hinzufügen, daß dieser Auftritt an einem vollständig abgelegenen Orte stattfand, umgeben von einer wilden Natur, mitten in einem wehmüthigen Schweigen, so kann der Leser sich eine Idee von den schmerzlichen Eindrücken machen, welche die verschiedenen Zeugen dieses Gefechtes bewegten.

Jeder schwieg und sah zu — Bergalasse mit jener skeptischen Gleichgiltigkeit, welche ihn selbst unter den aufregendsten Verhältnissen des Lebens nicht verließ, Dimitri

mit einem grausam lächelnden Blick, Louvain mit einer Spannung, die je nach dem Gange des Gefechts sich bald auf die Seite der Hoffnung, sich bald auf die der Furcht neigte, Chadeul mit ganzer Seele und ganzem Herzen!

Endlich erscholl ein Schrei mitten in diesem feierlichen Schweigen, ein Schrei des Schmerzes, der Wuth und der Verzweiflung, worauf bald ein zweiter und dritter Schrei von Chadeul und Louvain ausgestoßen, folgten, welche gleichzeitig der Erste auf den Herzog, der Zweite auf Sivry losstürzten.

Der letztere war von einem tödtlichen Stoße mitten in die Brust getroffen niedergestürzt.

Eine Wolke umzog die Augen des Herzogs in diesem schrecklichen Moment; er war noch bleicher geworden und stützte sich auf Chadeuls Arm, um nicht ebenfalls umzusinken.

Es war dies das erste Duell, welches er gehabt, es war dies der erste Mensch, den sein Degen durchbohrt hatte.

„Der Marquis ist todt,“ sagte Bergalasse ganz leise, indem er sich zu Dimitri wendete.

„Wahrscheinlich,“ sagte dieser.

„Der kleine Herzog ist ein geschicktes Bürschchen.“

„Ja.“

„Er wird den Andern auch verspeisen.“

„Das müssen wir erst noch sehen.

„Bah, das ist schon so gut wie geschehen."

„Ich bin nicht Eurer Meinung, Herr Graf."

„Und warum nicht?"

„Weil Herr de Louvain wenigstens eben so geschickt ist, als Herr de Sivry, weil er — was bei dem Herzoge nicht der Fall ist — den Tod seines Freundes zu rächen hat, und weil endlich der Herzog von dem ersten Kampfe, der nur zu lange gedauert hat, ziemlich ermüdet sein muß."

„Zu lange?" fragte Bergalasse.

„Ohne Zweifel," antwortete Dimitri; „habt Ihr nicht bemerkt, daß der Herzog seinen Gegner schonte und daß der Kampf noch nicht zu Ende sein würde, wenn Herr de Sivry nicht so zu sagen selbst ihm in den Degen gerannt wäre."

„Ich glaube, Ihr habt Recht."

„Der Herzog hat keine Erfahrung in doppelten Duellen; er hätte seinen ersten Gegner sogleich niederstechen sollen, um dem zweiten gegenüber einen Theil seiner Kraft und seiner Festigkeit zu bewahren. Jetzt dagegen ist er erschöpft, aufgeregt, und Gott weiß, was geschehen wird."

„Wir werden es auch erfahren," unterbrach Bergalasse, „denn seht, eben legen sie sich aus."

„Ruhig denn!" sagte Dimitri, „laßt uns den Gang der Sache beobachten."

Die beiden Kämpfer hatten sich ausgelegt, wie Ber-

galasse ganz richtig bemerkt hatte und das Gefecht begann sofort.

Sivry, der schon todt war, ehe er völlig niederstürzte, war an den Rand der Straße gelegt worden; Chadeul hatte sich neben ihn niedergesetzt und betrachtete ihn.

Das Duell schien durch den Tod Sivry's einen ganz andern Charakter erhalten zu haben.

Louvain hatte, nachdem er seinem sterbenden Freunde die Hand gedrückt, tapfer seinen Degen gezogen und sich mit einer Wuth auf den Herzog gestürzt, die nicht ohne Gefahren war. Der Herzog seinerseits war durch den Tod seines Gegners sehr traurig gestimmt worden; der Anblick des Blutes, das Röcheln des Sterbenden, Alles bis auf die Worte des Hasses, die Louvain in seiner Erbitterung ausstieß — alles Dies hatte beigetragen, seinen Zorn zu erwecken und er begann daher den neuen Kampf mit der ganzen Gewandtheit, dem ganzen Ungestüm, der ganzen Hastigkeit eines Menschen, dem daran gelegen ist, mit etwas fertig zu werden.

Der Kampf war daher ein wirklicher Kampf geworden, das heißt, keiner der beiden Kämpfer schien den andern schonen, im Gegentheil schien jeder sich mit seinem Degen einen Weg in das Herz seines Gegners bahnen zu wollen.

Einmal jedoch schienen der Herzog und Louvain

einen Waffenstillstand schließen zu wollen. Sie hatten einander noch nicht berührt, und der Herzog, der schon durch den ersten Kampf ermüdet worden, schien allmählig die Kräfte zu verlieren, die ihm in diesem zu lange fortgesetzten Gefecht noch übrig blieben. Louvain senkte zuerst seine Waffe und ging einige Schritte auf den Herzog zu.

Chadeul war aufgestanden und näherte sich ebenfalls.

„Ich bemerke," sagte Louvain, „daß der Herzog erschöpft ist; das erste Gefecht hat zu lange gedauert; ich möchte nicht den Vortheil mißbrauchen, den der Tod meines Freundes de Sivry mir gebracht hat und ich schlage, um dem Herzoge Zeit zu lassen, sich zu erholen, vor, entweder einige Zeit auszuruhen oder das Duell auf morgen zu verschieben."

Chadeuls Gesicht erheiterte sich bei diesen Worten und er sah den Herzog an.

Dieser war nicht von seinem Platze gewichen.

„Ich danke Euch, Herr de Louvain," antwortete er einfach, „Euer Anerbieten ist sehr großmüthig, aber ich weise es zurück —"

„Aber," warf Chadeul ein.

„Aber, mein Freund," unterbrach ihn der Herzog, „der einzige Richter hier nächst Gott bin ich, und ich halte

es für eine Forderung meiner Pflicht und meiner Ehre, den Kampf unverweilt fortzusetzen."

Indem er so sprach, drückte er Chadeuls Hand, der traurig auf seinen Platz zurückkehrte, gab Louvain, der sich ebenfalls wieder auf den seinen begab, ein Zeichen und sagte, nachdem er sich ausgelegt, mit schwermüthiger Heiterkeit zu seinem Gegner:

„Wohlan, ich hoffe, Euch dies Mal nicht lange aufzuhalten."

Die Degen kreuzten sich und der Kampf begann von Neuem.

„Dieser kleine Herzog hat den Teufel im Leibe," murmelte Bergalasse Dimitri in's Ohr.

Dimitri zuckte die Achseln.

„Es ist sein Geschick, welches sich erfüllt," antwortete er, ohne die beiden Kämpfer aus den Augen zu lassen.

„Sein Geschick und Louvains auch."

„Vielleicht."

„Ich möchte nicht fünf Franks für seinen Frack geben."

„Ah pfui doch! für einen durchlöcherten, blutigen Frack!"

„Still, still! Höret doch!"

Der Kampf war eben zu Ende; es war kein Schrei ausgestoßen worden; Chadeul kniete neben dem Herzoge,

der blutend auf der Erde lag. Chadeul suchte vergebens ihn durch Stimme und Geberde in's Leben zurückzurufen, der Herzog lag starr und unbeweglich wie eine Leiche.

Chadeul riß ihm rasch Kleid und Hemd auf und legte ihm die Hand auf's Herz, das Herz schlug noch, aber so schwach, daß man die Pulsschläge desselben nur mit Mühe zu fühlen vermochte.

„Monsieur de Louvain," sagte er hierauf schnell zu diesem letztern, „sagt dem Herrn de Saint-Georges, daß er schnell herbeikommen möchte, ich glaube, daß seine Kunst hier nöthig ist."

„Er ist nicht todt!" rief Louvain in freudigem Tone.

„Ich habe noch Hoffnug," antwortete Chadeul; „aber macht schnell, jede Minute ist kostbar!"

Louvain entfernte sich und Chadeul blieb allein.

Diesen Augenblick benutzte Dimitri, er sprang über den Graben, der ihn von der Straße trennte, und befand sich gleich darrauf in Chadeuls Nähe, der bei dieser unerwarteten Erscheinung den Kopf emporrichtete.

„Dimitri," rief er, als er den Leibeigenen erkannte, „was suchst Du hier?"

„Man hatte mir befohlen, diesem Duell beizuwohnen," antwortete Dimitri.

„Wer hatte es Dir befohlen?"

„Georgele — Georgele fürchtete den Ausgang dieses Duells und sie hatte Recht."

„Aber der Herzog ist nicht todt.“

„Der Herzog wird sterben, ehe eine Stunde um ist, wenn Ihr ihn den Händen des Wundarztes überantwortet, den Ihr mitgebracht habt.“

„Was sagst Du?“ rief Chadeul.

„Die Wahrheit, gnädiger Herr, dieser Mann wurde erst heute Morgen zu Quatre-Sous des Chenets gerufen und als er von diesem wegging, nahm er Instructionen mit, welche in dieser Hinsicht keinen Zweifel übrig lassen.“

„Entsetzlich!“

„Ja, das ist entsetzlich, aber es ist.“

„Aber wie sollen wir ihn dann retten?“ fragte Chadeul eifrig.

„Ich weiß nicht, ob er noch gerettet werden kann,“ antwortete Dimitri, „aber wenn ich ihn nach der Wohnung Georgelens schaffen könnte, so glaube ich, es würde uns gelingen.“

„Aber wenn sie nicht wollen,“ wendete Chadeul ein.

„Macht ihnen glauben, daß der Herzog todt sei, mehr werden sie nicht verlangen.“

„Und wie soll das gehen?“

„So.“

Dimitri zog aus seiner Tasche eine kleine Phiole, brachte dieselbe behutsam an die Lippen des Herzogs und flößte ihm einige Tropfen in den Mund.

Die Wirkung war eine zauberische! Der Herzog

streckte die Glieder aus; seine Züge verzerrten sich; er sprach mit leiser Stimme einige Worte; dann verbreitete sich eine fahle Blässe über sein Gesicht, sein Herz hörte auf zu schlagen und er sank zurück auf den Erdboden.

Chadeul folgte allen seinen Bewegungen mit steigender Angst. Als der Herzog zur Erde niedergesunken war, betrachtete er Dimitri mit stierem, drohendem Blicke.

„Was soll das bedeuten?“ fragte er mit halb erstickter Stimme.

„Jetzt,“ antwortete Dimitri, „ist der Herzog außer Gefahr.“

„Was habt Ihr ihm gegeben?“

„Gift.“

Louvain kam zurück und brachte den Wundarzt mit. Dimitri sprang über den Graben und versteckte sich wieder in dem Gebüsch, indem er den Vicomte bestürzt zurückließ.

Es ging Alles so, wie Dimitri es vorausgesagt hatte.

Herr de Saint-Georges, der von Louvain herbeigeholte Wundarzt, erklärte nach einer raschen Untersuchung des Zustandes des Herzogs, denselben für todt, und diese Erkärung vermehrte nur die Bestürzung Chadeuls, der seit dem Verschwinden Dimitri's starr und unbeweglich neben der Leiche des Herzogs auf den Knieen lag.

Als Louvain die Vergeblichkeit der Versuche sah, die der

Wundarzt machte, um den Herzog wieder in's Leben zurückzurufen, wollte er denselben in dem Wagen, den sie mitgebracht hatten, fortschaffen lassen; sobald aber Chadeul sie sich anschicken sah, sich des Leichnams zu bemächtigen, neben welchem er kniete, schoß ein flammender Blitz aus seinen Augen. Er richtete sich in seiner ganzen Länge auf und zog den Degen aus der Scheide.

„Zurück, Ihr Herren," rief er mit lauter Stimme, „dieser Leichnam gehört mir, und Niemand soll ihn anrühren!"

„Aber," wollte der Chirurg einwenden.

„Aber," fuhr Chadeul fort, indem er ungeduldig mit seinem Degen in der Luft herum hieb, „der Herzog todt, Ihr seid dessen gewiß, Ihr könnt es dem König Ludwig XVIII. bestätigen. Es scheint mir, als ob Ihr nun hier weiter nichts zu thun hättet."

Saint-Georges erbleichte bei diesen Worten und wendete sich an Louvain.

„Ich glaube, der Vicomte ist närrisch geworden," murmelte er ihm in's Ohr.

„Ich fürchte es selbst," antwortete Louvain.

„Er hing wohl sehr an diesem jungen Manne?"

„Es ist mir unbegreiflich."

„Was müssen wir nun thun?"

„Wir müssen ihn da lassen und Sivry nach Mitau zurückbringen."

„Dieser ist also auch todt?"

„Ohne Hoffnung."

„Desto schlimmer."

„Ihr liebtet ihn wohl, Doctor?"

„Nein — aber er war mir Geld schuldig!"

Unter diesem Gespräch erreichten Louvain und Saint-Georges den Wagen, der sie erwartete, und bald hörte man sie sich in der Richtung von Mitau entfernen.

Siebentes Kapitel.

Zauberei.

Als der Herzog von Naundorf wieder die Augen aufschlug, sah er sich in einem prachtvoll decorirten Salon, ausgestreckt auf einem Divan, den man an eins der Fenster geschoben, von welchem man das prachtvollste Schauspiel sehen konnte, welches jemals sterblichen Augen beschieden worden.

Er ließ zunächst seinen Blick in dem Zimmer umherschweifen, in welchem er sich befand. Alles zeugte hier von dem feinsten Geschmack. Reiche kostbare Tapeten bedeckten die Wände, Gemälde von hohem Werthe fesselten und bezauberten den Blick, weiche Teppiche bedeckten den Fußboden, tausend seltene hier und da aufgestellte Gegenstände verriethen einen verschwenderischen Reichthum und verliehen dem Gemache das Gepräge des ausgesuchtesten Luxus.

Rechts von der Eingangsthür hing das Portrait des Fürsten Hartzoff.

Zur Linken das seiner Tochter Laïs.

Der Herzog empfand ein seltsames Gefühl, als er dem sanften, zärtlichen Blicke des jungen Mädchens begegnete; es war ihm einen Augenblick lang, als wenn die Leinwand sich bewegte und die Lippen der schönen Laïs Worte murmelten, welche nur seine Mattigkeit und seine Gemüthsbewegung ihn zu hören verhinderten.

Neben ihm, so daß er es mit der Hand erreichen konnte, befand sich ein anderes Bildniß hinter den dicken Falten einer Draperie von schwarzem Sammet verborgen.

Ohne sich Rechenschaft von dem Eindrucke zu geben, den das so verschleierte Bildniß auf seinen Geist hervorbrachte, fühlte sich der Herzog wider Willen von einer gebieterischen Neugier ergriffen. Er hob den Arm und beseitigte die Draperie mit beinahe fieberhafter Ungeduld.

Es war das Bildniß einer Dame.

Diese Dame war ungefähr dreißig Jahre alt, aber als der Herzog sie aufmerksamer ansah, glaubte er in ihren Zügen eine frappante Aehnlichkeit mit denen Georgelens zu bemerken.

Es war dies derselbe Blick voll Liebe und himmlischer Güte, dieselbe gebieterische Stirn und auf den Lippen thronte derselbe geistreiche und stolze Ausdruck.

Nur in der Form der beiden Bogen, welche die

Augenbrauen bildeten, lag etwas Düsteres, ein gewisser Schatten, der durch die zufällige Beleuchtung noch mehr hervorgehoben, glänzte wie jener Strahl, den die göttliche Hand, wie man sagt, der Stirn der gefallenen Engel aufgedrückt hat.

Der Herzog betrachtete dieses Bildniß und konnte den Blick gar nicht wieder davon abwenden.

Es war nicht gerade Georgele, sondern es war ihre Mutter in ihrer Jugend, oder ihre ältere Schwester.

Wie kam dieses Bildniß in dieses Zimmer und gerade dem des Fürsten Hartzoff gegenüber!

Dies war ein Geheimniß!

Aber war nicht auch die Existenz Georgelens selbst eine solche? Wer war diese junge Dame, wo kam sie her, wohin ging sie? Woher hatte sie jene verborgene, aber furchtbare Macht, welche sie zu jeder Stunde, an jedem Orte um sich her ausübte?

War sie die Maitresse des Fürsten Hartzoff? War sie nicht vielleicht seine Spionin?

Und wenn sie weder Eins noch das Andere war, was konnte sie dann sein?

Das unentschlossene Gemüth des Herzogs warf sich aus einer Vermuthung in die andere und verwarf sie dann alle, sei es, daß er sie abgeschmackt, sei es, daß er sie anstößig fand!

Er ließ die Draperie wieder fallen, welche das

Portrait bedeckte und wendete seinen matten Blick dem Schauspiele zu, welches sich durch das Fenster zeigte!

Rechts und links Gebirge, auf den Gipfeln mit blendendem Schnee bedeckt, der in dem Sonnenlichte glänzte; geradeaus das unermeßliche, ehrfurchterweckende, unendliche Meer!

Es liegt in dem Anblicke des Meeres ein besonderer Reiz, welcher das Herz einwiegt und den Gedanken erhebt! Das eintönige, majestätische Getose der Wogen, die scharfe, frische Luft, der unermeßliche Umfang, dessen letzte Linien mit dem Himmel verschwimmen und die Grenze zu bilden scheinen, hinter welcher man eine andere Welt träumt! — Der Mensch ist klein in Gegenwart eines solchen Schauspiels — es ist das schönste Buch, welches man lesen kann, um Gott zu verstehen und zu lieben!

Der Herzog blieb lange so und schaute hinaus in den weiten Raum und sog gierig die frische Luft ein, die durch das Fenster drang.

Es war zu jener zweifelhaften Stunde, wo die Sonne noch nicht die Stufen des Horizonts erstiegen hat, wo die letzten Dünste der Nacht sich mit dem ersten Scheine des Tages vermischen, wo die Gegenstände noch jene duftige und unbestimmte Gestalt haben, welche der Traum ihnen giebt.

Man sah von Weitem die glänzenden Gipfel der

Berge spiegeln und das Meer, nur erst schief von den ersten Strahlen des Tages beleuchtet, schien tausende von Sternen durch seine blauen Wogen hinrollen zu lassen. —

Der Herzog fühlte, wie das Herz ihm immer weicher ward. Die Stirn auf die Hand gestützt, vergaß er in dieser verzückenden Betrachtung des Unendlichen Alles, was ihn bewegt, Alles, was ihn aufgeregt hatte — seine Kindesträume und seine Bestrebungen und Leiden im Jünglingsalter.

Er sah eine ganz neue Welt sich vor ihm öffnen und entdeckte Schönheiten, die er bis jetzt noch nicht gekannt.

Er sah wieder die geliebten Bilder der Kindheit. — Zuerst das seines Vaters mit sanfter, unruhiger, bekümmerter Miene; dann das seiner Mutter, deren Blick dem seinen zulächelte und deren liebende Lippen seine Stirn zu küssen schienen.

Seine Mutter war seine einzige Liebe, der einzige Wunsch seines Herzens, das süßeste, beständigste Streben seiner Seele!

Diese gleichzeitig süße und schmerzliche Erinnerung öffnete in seinem Herzen eine lebendige Quelle der Thränen; er ließ die Hände sinken und fing an zu weinen.

Wie lange er auf diese Weise zubrachte, ist uns unmöglich zu sagen. Als er den Kopf wieder empor=

richtete und die Augen aufschlug, sah er vor sich, den Blick auf den seinen gerichtet und die Hand nach ihm ausgestreckt, Georgelen, die eingetreten war, ohne daß er es bemerkt und die um ihn anzureden nur wartete, bis er aus seinem Hinbrüten erwachen würde.

„Ihr, Georgele,“ rief der junge Herzog, „Ihr hier, in meiner Nähe! O Dank Euch, daß Ihr kommt, mich zu besuchen. Gott hat Euch zu meiner Freude und meinem Glücke geschaffen, denn er schickt Euch allemal zu mir, wenn ich weine oder leide! — Dank! Dank!“

Der junge Herzog hatte sich der Hand der jungen Dame bemächtigt und küßte sie mit übermäßigem Entzücken.

Georgele betrachtete ihn lange in dieser Stellung; ihr Blick war unaussprechlich liebreich, ihre Lippe feucht, ihre Brust hob sich. Sie machte sanft ihre Hand aus denen des Herzogs los.

„Befindet Ihr Euch jetzt besser?“ fragte sie mit einer Stimme, welcher sie einen ernsten Ausdruck zu geben suchte, die aber dessenungeachtet von Bewegung zitterte.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Herzog, „ich entsinne mich kaum, was geschehen ist. Ich glaube, ich war verwundet; ich habe Schmerz empfunden, ich bin ohnmächtig geworden — was dann geschehen ist, das weiß ich nicht, ich sehe Euch und ich bin glücklich!“

„Habt Ihr nicht wieder einen Anfall von Mattigkeit gehabt?“

„Nein.“

„Ist Euer Puls noch so aufgeregt?“

Der Herzog hielt Georgelen seinen Arm hin, welche an den Puls fühlte, während sie fortfuhr zu sprechen:

„Ihr befindet Euch besser, Herr Herzog; Eure Wunde war sehr gefährlich, aber wir haben hier gute Aerzte, sie werden Euch retten.“

„Wo bin ich denn hier?“ fragte der Herzog, welcher sich jetzt zum ersten Male nach dem Orte erkundigte, an welchen man ihn gebracht.

„Ihr seid hier an der Meeresküste und fünf Stunden von Mitau entfernt, Herr Herzog,“ antwortete Georgele.

„Und wem verdanke ich die rührende Gastfreundschaft, welche ich empfange?“

„Mir, Herr Herzog.“

Der junge Herzog betrachtete Georgelen mit Erstaunen. Er hatte schon viel von dieser jungen Dame sprechen hören; man hatte ihm gesagt, sie sei die Tochter des Gastwirths Matthäus in Mitau, aber Niemand hatte ihm mitgetheilt, daß sie ein so prachtvolles Haus besäße, wie das, in welchem er sich befand. Es war eine fürstliche Wohnung, und der Besitz einer solchen war ein

neues Geheimniß zu der Zahl derer, welche die Mascherata bereits umgaben.

Die letztere errieth seine Gedanken.

„Ihr wundert Euch," sagte sie offen, „über die Seltsamkeit meiner Worte und vermögt ihnen nur mit Mühe Glauben beizumessen. O, vertheidiget Euch nicht, Herr Herzog, dieses Erstaunen, selbst dieser Zweifel haben ihre Berechtigung und ich nehme sie Euch nicht übel. Indessen, ich glaube Euch die Versicherung wiederholen zu müssen, die ich Euch soeben gab — Ihr seid hier bei mir und diese Wohnung ist mein."

„Aber dann seid Ihr auch nicht die Tochter des Gastwirths Matthäus?" fragte der Herzog, indem er sich aufzurichten versuchte.

Georgele antwortete durch eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe.

„Ihr seid nicht unter den Leibeigenen des Fürsten Hartzoff erzogen worden?"

„Keineswegs."

„Ihr seid auch nicht die Leibeigene des Fürsten?"

„Durchaus nicht."

„Wer seid Ihr denn?"

„Seine Tochter."

„Seine Tochter?"

„Ihr bezweifelt es?"

„Nein, o nein, aber Alles was ich höre, Alles was

ich sehe, ist so seltsam, so unglaublich, so unmöglich, daß ich in der That nicht weiß, ob ich wache oder ob ich träume."

Georgele lächelte traurig, setzte sich dann zwei Schritte entfernt von dem Herzoge nieder.

„Ihr habt," sagte sie, „soeben das Bildniß gesehen, welches diese Sammetdraperie bedeckt."

„Allerdings."

„Es ist das Bildniß meiner Mutter."

„Ist Eure Mutter mit dem Fürsten verheirathet?"

Georgele erröthete, kreuzte ihre Arme mit der Geberde der Scham und der Ergebung über der Brust und schlug traurig die Augen nieder.

„Meine Mutter war seine Maitresse," antwortete sie mit gewaltsam bewegter Stimme.

Es trat hierauf ein feierliches Schweigen von einigen Augenblicken ein. Der Herzog hatte sich der Hände Georgelens bemächtigt, welche er sanft in die seinen drückte und Georgele saß schamglühend, erröthend, ohne Kraft und ohne Stimme da.

„Höret mich, Georgele," sagte der Herzog endlich, „es liegt in unsern beiden Schicksalen ein unglückseliges Verhängniß, welches uns ungeachtet der Entfernung zusammengeführt, und trotz unserer verschiedenen Stellungen vereint hat. Von dem Tage an, wo ich Euch sah, habe ich Euch erkannt. Wo ich Euch schon gesehen

habe, weiß ich nicht, aber der Traum, der mich Euer reines Antlitz kennen und lieben gelernt hat, war mir theuer und heilig! — Als ich Euch begegnete, war es mir, als wenn mein Herz Euch schon lange liebte und als ob meine Mutter mir von Euch erzählt hätte! Ihr seid freundlich und gütig gegen mich gewesen, ich habe Euch in allen Stunden bitteren Zweifels und grausamer Verzweiflung in meiner Nähe gefunden — Eure Gegenwart oder Euer Wort hat stets mein Leiden beschwichtigt oder die Hoffnung in mein Herz zurückgeführt! Gott hat dies nicht vergebens gethan — und seid mir nicht böse, Georgele, wenn ich mich durch diese Erinnerungen für berechtigt halte, mit Euch auf eine Weise zu sprechen, die Euch vielleicht verletzt."

So wie der Herzog immer weiter sprach, hatte Georgele die Augen wieder emporgehoben, welche sie vorher auf den Fußboden geheftet hatte. Diese Worte hallten in ihren Ohren wie eine sanfte Musik, ein zärtliches Gedicht, eine himmlische Harmonie und erfüllte ihr Herz mit Strömen der Liebe und des Trostes. Als der Herzog aufhörte zu sprechen, begegneten sich ihre Blicke und ein lebhafter, süßer, beiden unbekannter Eindruck erfüllte sie mit einem Wonneschauer, der bis in die Tiefe ihrer Herzen drang.

Der Herzog hob wieder an:

„Ich weiß nicht, was ich empfinde, Georgele," sagte

er, mit einer Stimme, welche vor Bewegung zitterte, „aber ich liebe die Sanftheit Eures Blickes, die Reinheit Eurer Stirn, den zarten Klang Eurer Stimme! — jedes Eurer Worte ergreift mich innig. — Seitdem ich an Eurer Seite bin, ist die übrige Erde verschwunden; dieses Zimmer ist die Welt, in der ich lebe, in der ich athme, in der ich glücklich bin. — Ich habe noch nie geliebt, Georgele; ich habe einsam und träumerisch gelebt, ohne zu bedenken, daß die Liebe Geheimnisse hätte, die mir unbekannt wären, ohne zu glauben, daß dieses Gefühl mir Freuden bringen könnte, die meines Herzens würdig wären. So bin ich mitten durch die Freuden dieser Welt hindurchgegangen, in einem Alter, wo die Freude das ganze Leben ausmacht; ich habe mein Herz verschlossen, wie ein Grab und keinem Manne und keinem Weibe das Recht gegeben, es zu öffnen!"

Der Herzog machte wieder eine Pause. Er hielt die beiden Hände Georgelens in den seinen und sein Blick schweifte abwechselnd von ihrer Stirn in ihre Augen und beruhigte sich, wenn er darin den geringsten Schatten oder die mindeste Traurigkeit sich spiegeln sah.

Georgelens Stirn und Augen aber strahlten; sie war schön, sie war heiter, sie war glücklich!

„Ihr, Georgele," fuhr der Herzog fort, „Ihr seid für mich die Mutter gewesen, die ich verloren, die Schwester, von der ich geträumt und das Weib, das ich in

meinem Herzen geliebt. Ich liebe Euch, wie ich noch nichts in der Welt geliebt habe — eben so wie meine Mutter, mehr als Gott! Es ist mehr als Liebe, es ist Anbetung; ich liebe Euch keusch, heilig; es ist mir, als wenn unser Beider Leben von Gott selbst aneinander gekettet wäre und als ob kein menschliches Ereigniß es jemals trennen könnte! — Wenn ich Euch verlöre, dann würde — ich fühle es — das Leben für mich das wieder werden, was es bis jetzt für mich gewesen ist, das heißt, ein ununterbrochener Schmerz! — Der Tod würde mir weniger grausam sein, als meine Trennung, denn der Tod vereinigt wieder. — Georgele, Georgele! verzeiht mir, daß ich so mit Euch spreche, laßt Euch nicht verletzen durch meine Worte, und stoßt nicht allzu grausam das Geständniß zurück, welches heute meinem übervollen Herzen entströmt!"

Georgele antwortete nicht; sie war ohne Kraft und ohne Vertheidigung gegen das Geständniß ihrer Liebe; sie dachte nicht daran, ihre weißen Hände zurückzuziehen, welche der Herzog noch in den seinigen hielt und ihr schöner Blick blieb auf seiner Stirn haften.

Die Liebe! die Liebe! ist dies nicht die höchste Vernunft dieser Welt — ist sie es nicht, die uns besucht, wenn wir leiden, die unsere Thränen trocknet, die Balsam auf unsere Wunden gießt, welche unseren Schmerzen das zärtliche und heilige Lied des Trostes singt? Die Liebe!

Ist sie es nicht, die uns mit jenem Kranze ewiger Jugend und ewiger Schönheit schmückt, welcher selbst durch den Schnee und das Eis des Alters seine Farbenpracht nicht verliert?

Die Liebe! Ist sie es nicht endlich, welche unter den Trümmern der Vergangenheit, welche die Gegenwart nicht wieder aufzubauen vermag, uns mit offenbarendem Finger die goldenen Thore des Himmels der Zukunft öffnet!

Der Herzog und Georgele saßen neben einander, ohne zu sprechen; ihrer Brust entrangen sich Seufzer, ihre Blicke waren sehnsuchtsfeucht und sie vergaßen sich in den verzückenden Freuden der Liebe, ohne auf den Lärmen zu achten, der draußen sich hören ließ.

Seit einigen Secunden hatte sich in der That in den Höfen des Schlosses ein gewisses verworrenes Geräusch erhoben. Die Thüren hatten sich geöffnet und geschlossen und einige Diener liefen mit bestürzter Miene durch die mit Menschen angefüllten Höfe. — Endlich trat Dimitri bleich und aufgeregt in das Zimmer, in welches Georgele sich zurückgezogen hatte.

„Was giebt es?“ fragte lebhaft diese letztere, als sie die Blässe bemerkte, welche das Gesicht des Leibeigenen bedeckte.

„Der Fürst!“ antwortete Dimitri rasch.

Georgele erhob sich bei dieser Antwort schnell.

machte ihre Hände, welche der Herzog noch in den seinen hielt, los, gab Dimitri, welcher wieder fortging, ein besonderes Zeichen und wendete sich darauf zu dem Herzoge.

„Ludwig," sagte sie zu ihm in einem gewissen feierlichen Tone, „der Besuch des Fürsten ist in den Umständen, in welchen wir uns befunden, eine bedenkliche Erscheinung. Von hier könnt Ihr Alles hören, was in dem Nebenzimmer gesprochen werden wird — was mir auch geschehen möge, liebet mich und vergeßt mich nicht!"

Und ohne die Antwort des Herzogs abzuwarten, öffnete sie die Thür und begab sich in das anstoßende Gemach.

Achtes Kapitel.

Georgelens Geheimniß.

Dimitri hatte wohl die Ankunft des Fürsten Hartzoff gemeldet, aber er hatte vergessen hinzuzufügen, daß der Fürst von seiner Tochter begleitet war.

Laïs Gegenwart schien einen heftigen Eindruck auf Georgelen hervorzubringen.

Die beiden Jungfrauen wechselten, indem sie sich einander näherten, einen Blick voll von Haß, und Laïs setzte sich auf einen Sessel in der Nähe des Kamins, während Georgele mit festem Schritte gerade auf den Fürsten zuging.

Bei Georgelens Eintritt war dieser letztere mitten in dem Zimmer stehen geblieben, und als er sie so fest und entschlossen auf sich zukommen sah, hatte er gezittert, und in Laïs Blick ein wenig Fassung und Ermuthigung zu finden gesucht.

Es war klar, daß zwischen diesen drei Personen etwas Feierliches vorgehen sollte, und daß jede in ihrem Herzen Alles zusammenraffte, was sich von Energie und unversöhnlichem Hasse darin vorfand.

Georgele war es, die zuerst das Schweigen brach; sie besaß auch ganz gewiß mehr Muth, mehr Entschlossenheit und mehr Kühnheit, als die beiden Andern.

„Schon längst," begann sie, „habe ich eine Gelegenheit gewünscht, Euch zu sehen und zu sprechen, gnädiger Herr. Ich habe oft diese Gelegenheit gesucht, die mich immer geflohen hat, gerade als ob Ihr Euch die Aufgabe gestellt hättet, sie zu vermeiden."

Der Fürst machte eine verächtliche Geberde, und Laïs lächelte.

„O, leugnet es nicht, gnädiger Herr," fuhr Georgele in demselben starken, furchtlosen Tone fort; „Ihr hattet Eure Gründe, um mich zu fliehen, wie ich die meinen hatte, Euch aufzusuchen, und ich fühle mich wirklich glücklich, daß ein Grund, den ich noch nicht kenne, Euch an einen Ort führt, wo wir endlich erfahren können, was wir Eins von dem Andern zu fürchten oder zu hoffen haben."

Der Fürst zuckte die Achseln und näherte sich mit langsamen Schritten seiner Tochter Laïs, neben welcher er Platz nahm.

Georgele war ihm mit ihrem Blicke gefolgt, aber

mit derselben stolzen Haltung mitten im Zimmer stehen geblieben.

„Ich bemerke, daß Du Dich noch nicht geändert hast, meine liebe Georgele," sagte der Fürst. „Die Einsamkeit, in welche Du Dich so hartnäckig eingeschlossen, hat den Keim des Widerwillens gegen mich nur noch mehr entwickelt, und ich bin darüber um so bekümmerter, als ich in guter Absicht kam und Dir ein Mittel anbieten wollte, um wieder in die Welt zurückzukehren, von welcher Du Dich nur allzulange entfernt gehalten hast."

Georgele sah den Fürsten erstaunt an.

„Du findest es sonderbar," fuhr dieser letztere fort, „daß ich vernünftig mit Dir spreche, und doch habe ich bei den seltenen Gelegenheiten, wo ich das Vergnügen gehabt, Dich zu sehen und zu sprechen, Dich nie eine andere Sprache hören lassen. Ich habe Dich immer zu größerer Vorsicht und Zurückhaltung ermahnt, und wenn ich in diesem Augenblicke noch einen letzten Versuch bei Dir mache, so geschieht es, weil ich fühle, daß ungeachtet der Kälte, die Du mir immer bezeugt hast, es mir doch angenehm wäre, Dir ein Loos zu bereiten, welches Dir den Wiedereintritt in die gewöhnlichen Verhältnisse einer menschlichen Existenz möglich machte."

Georgele fuhr fort zu hören, aber in ihrem Innern machte sie unerhörte Anstrengungen, um zu begreifen — sie konnte es nicht!

„Ich fühle mich glücklich,“ antwortete sie einfach, „und ich wünsche nicht, meine Lage zu verändern. Indessen, obschon ich nicht recht das Wohlwollen begreife, welches in dieser Sorgfalt für mich liegen kann, so bin ich Euch dafür nicht weniger dankbar und —“

„Dankbarkeit ist nicht Das, was ich von Dir verlange,“ unterbrach sie der Fürst.

„Und was denn?“

„Vernunft!“

„Und woran würdet Ihr in diesem Augenblicke erkennen, daß ich Vernunft habe?“

„An der größern oder geringern Aufmerksamkeit, mit welcher Du die Anträge hören wirst, welche ich Dir zu machen habe.“

„Ah, Anträge.“

„Ohne Zweifel.“

„Und von welcher Art sind sie?“

„Sehr einfach.“

„Ich bin begierig!“

„Eine Versorgung.“

„Ihr wollt mich verheirathen!“ sagte Georgele, deren Lippe durch ein Lächeln gekräuselt ward.

„Das kommt blos auf Dich an,“ antwortete Fürst Hartzoff, indem er sich ernsthaft und gleichsam ironisch verbeugte.

Georgele zuckte mit verächtlicher Geberde die Achseln.

„Es scheint, als ob ich Euch sehr genirte, gnädiger Herr," sagte sie, „da Euch so viel daran liegt, mich zu versorgen, wie Ihr sagt. — Trotzdem aber ist dieses Mittel durchaus nicht sehr sinnreich, und ich hätte von Eurer Erfindungsgabe etwas Besseres erwartet.

„Aber," sagte der Fürst.

„Aber, gnädiger Herr, ich bin frei und will frei bleiben. Meine Stellung, so elend und verlassen sie auch ist, hat doch für mich den Vortheil, daß sie mir meine ganze Unabhängigkeit und meine ganze Freiheit bewahrt, und Ihr wißt, gnädiger Herr, wie sehr ich auf meine Freiheit halte!"

„Nimm ihr dieselbe," murmelte der Fürst.

„Man muß sie bändigen," antwortete Laïs in demselben Tone.

Der Fürst hob mit lauter Stimme wieder an:

„Ich weiß," sagte er, „Alles, was Du gethan hast, um diese Freiheit zu bewahren, auf welche Du so eifersüchtig bist; aber ich muß Dir sagen, daß ich entschlossen bin, nicht mehr zu erlauben, daß sie ohne Schranken bleibe, und schon heute habe ich die strengsten Befehle gegeben —"

„Daß die Leibeigenen, welche den geheimen Gesellschaften angehören, in's Gefängniß geworfen werden sollen," ergänzte Georgele; „ich weiß das, gnädiger Herr,

aber ich hoffe, daß man die Leibeigenen in Ruhe lassen und sie nicht weiter belästigen wird."

„Glaubst Du?"

„Ich bin dessen gewiß."

„Und wer giebt Dir diese Gewißheit?"

„Die Geheimnisse, welche ich besitze — und welche Euch in's Verderben stürzen können."

Der Fürst ward bleich, Laïs senkte einen Augenblick den Kopf.

Georgele fuhr fort:

„Ihr wißt wohl, gnädiger Herr," sagte sie, im Tone des verhaltenen Zornes, „Ihr wißt wohl, daß morgen schon, wenn ich es will, diese Macht, die Euch umgiebt, dieser Respekt, den man Euch zollt, die Verehrung, deren Gegenstand Ihr seid — alles Dies vor einem einzigen Worte von mir in Nichts zusammenfällt! — Wohlan, ich gebe Euch den Rath: vergeßt nicht, daß bei dem geringsten Versuch von Eurer Seite ich keinen Augenblick zögern würde, dieses Wort auszusprechen und daß dann Nichts Euch der schrecklichen Wirkung desselben würde entziehen können.

Georgele machte, indem sie dies sagte, eine stolze, gebieterische Geberde; aus ihren Augen schossen wilde Blitze, und ihr Busen hob sich mit steigender Heftigkeit.

Der Fürst stampfte ungeduldig mit dem Fuße auf den Boden, ohne daß er ein Wort der Entgegnung finden

konnte; Laïs dagegen hatte die Augen wieder emporgehoben, und ihr Blick funkelte wenigstens ebenso kühn und entschlossen, als der Georgelens.

Auf ein Zeichen von seiner Tochter veränderte der Fürst plötzlich seine ganze Haltung — es war, als wenn er aus Laïs' Blicken neue Kraft und neuen Muth schöpfte.

„Georgele," sagte er, „ich weiß, daß Du von Deiner Mutter ein Geheimniß aus meinem politischen Leben erfahren hast, welches mich auf immer verderben könnte — aber ich bin im Voraus überzeugt, daß Du keinen Gebrauch davon machen wirst, wenn auch nicht aus Zärtlichkeit gegen mich, wenigstens aus Liebe zu dem Andenken Deiner Mutter."

„Meine Mutter," antwortete Georgele, mit düsterer Energie, „habt Ihr laut und öffentlich entehrt. Meine Mutter hat Euch gehaßt bis zu ihrer letzten Stunde, und ich finde es sehr kühn von Euch, gnädiger Herr, hier ein heiliges Andenken zurückzurufen, dessen Berührung Ihr Euch selbst untersagen solltet!"

„Nun," wendete der Fürst wieder ein, dies Mal aber in fast scherzhaftem Tone, „es ist nicht das erste Mal, daß Du eine ähnliche Drohung aussprichst, und ich stehe immer noch — was soll ich denn von diesen neuen Drohungen heute halten, wenn die gestrigen so wenig Folgen gehabt haben?"

„Ihr müßt bedenken, gnädiger Herr, daß ich oft

mehr mitleidig als zornig gewesen bin, aber daß sehr leicht ein Tag kommen kann, wo ich nicht zögern werde, dem Kaiser Alexander zu erzählen, auf welche Weise Ihr seinen Vater ermordet habt!"

Der Fürst fuhr zusammen; zum zweiten Male schien die Kraft ihn zu verlassen, und Todtenblässe breitete sich über seine Züge.

Aber Laïs ließ ihn nicht aus den Augen; als sie ihn zusammenzucken sah, fürchtete sie einen Augenblick, die ganze Frucht zu verlieren, welche sie von ihrer Reise zu ernten hoffte. Sie bot daher ihre ganze Energie und Schlauheit auf, legte ihre Hand auf seine Schulter und neigte ihren Mund an sein Ohr.

„Der Herzog!" murmelte sie ganz leise.

Dieses Wort brachte auf den Fürsten eine magische Wirkung hervor. Er richtete sich zum zweiten Male in seiner ganzen Größe auf, und als ob alle Schrecken, die ihn befallen, mit einem Male entflohen wären, trat er einige Schritte auf Georgelen zu, welche, ohne zu wissen warum, sich eines Furchtschauers nicht erwehren konnte.

„Es mag geschehen, wie Du sagst," entgegnete der Fürst mit fester und lauter Stimme, „gehe zu dem Kaiser Alexander, erzähle ihm alle Geschichten, die Dir belieben — aber vergiß auch nicht, daß Du bei Deinem Weggange eine Geißel in unsern Händen zurückgelassen haben

wirst, welche mir für Deine Worte haftet, und die ich bei der mindesten Unklugheit von Deiner Seite ohne Mitleid nach Sibirien schicken werde, wenn nicht noch weiter."

„Eine Geißel!" rief Georgele, welche nicht wußte, was der Fürst damit sagen wollte.

„Ohne Zweifel."

„Von wem sprecht Ihr?"

„Von Naundorf."

„Von dem Herzog?"

Dies Mal war die Reihe des Erbleichens und Erschreckens an Georgelen; sie kreuzte ihre beiden Hände über der bewegten Brust und sah sich nach allen Seiten im Zimmer um, als ob sie gefürchtet hätte, daß eine unvorhergesehene Gefahr mit einem Male das Leben Desjenigen bedrohe, der so eben genannt worden!

Laïs verfolgte diese Pantomime mit scharfem Blicke; sie sah Georgelen erbleichen und zittern; sie bemerkte, daß der Stolz ihres Blickes allmählig erlosch, daß einen Augenblick lang sogar eine Thräne unter ihren langen braunen Wimpern glänzte.

Laïs ballte heftig die Hände und bewegte ihre Arme mit einer Art verzweifelter Wuth.

„Sie liebt ihn!" murmelte sie mit erstickter Stimme, „sie liebt ihn!"

Es war ein langes Schweigen eingetreten. Georgele

war in tiefe Betäubung versunken. Dieses einzige Wort des Fürsten Hartzoff hatte hingereicht, sie wieder ganz unentschlossen zu machen, und sie wußte jetzt nicht, was sie sagen, was sie denken, was sie thun sollte.

„Der Herzog wird also bedrohet?“ murmelte sie mit gedämpfter Stimme.

„Das Leben des Herzogs wird bedroht werden, wenn man das meinige bedroht,“ antwortete kurz der Fürst, welchem Georgelens Schwanken einen erkünstelten Muth und vorübergehende Festigkeit gab.

„Wer bedroht Euch denn?“ sagte das junge Mädchen, wie aus einem schweren Traume erwachend.

„Wer mich bedroht? Hast Du nicht selbst in diesem Augenblick Erinnerungen zurückgerufen, die Du vergessen solltest?“

„Der Herzog in Gefahr!“ sagte Georgele.

Und Thränen entquollen ihren Augen und flossen langsam ihre bleichen Wangen herab.

Laïs sah sie unverwandt an, und ihre Hand bewegte sich krampfhaft auf der Armlehne des Sessels, in welchen sie sich geworfen hatte.

„Wohlan!“ fuhr der Fürst fort, indem er sich Georgelen entschlossen näherte, „nicht wahr, Alles was wir bis jetzt gesprochen haben, ist vergessen?“

„Ja, gnädiger Herr,“ antwortete Georgele vernichtet.

„Du weißt nichts mehr?"

„Nein."

„Du wirst künftig unterwürfiger sein, Du wirst diesem Leben entsagen, welches Du führst und welches das Land beunruhigt."

„Ich werde thun, was Ihr wollt."

„Wohlan."

„Aber der Herzog wird nicht abreisen."

„Wir werden ihm seine Freiheit lassen."

„Und er kann die zu seiner Genesung nöthige Zeit hier zubringen?"

„Zu seiner Genesung?" unterbrach sie Laïs lebhaft. „Der Herzog ist also krank?"

„Der Herzog ist verwundet worden," antwortete Georgele.

Der Fürst hielt die Sache für abgemacht und den Erfolg seines Schrittes für gesichert, aber er hatte die Rechnung ohne seine Tochter gemacht, und nun stellte ein einziges Wort wieder Alles in Frage.

„Verwundet!" wiederholte Laïs, deren Wangen eine lebhafte Röthe färbte, „und wo hat man den Herzog hingebracht?"

„Hierher," antwortete Georgele, welche, als sie eine Gefahr herannahen sah, sogleich ihre gewohnte Festigkeit wieder fand.

„Aber der Herzog kann nicht so von Mitau entfernt

bleiben, ich glaube, mein Vater, daß es angemessen wäre, dem Herzog, der Euch empfohlen worden ist, die Gastfreundschaft Eures eigenen Hauses anzubieten."

„Allerdings!" sagte der Fürst.

„Dies ist unmöglich," wendete Georgele ein.

„Und warum denn?" fragte Laïs.

„Weil ich wünsche, daß der Herzog hier bleibe."

„Wenn aber der Fürst es befiehlt —"

„Der Fürst Hartzoff wird keinen solchen Befehl geben, und gäbe er ihn, so würde er doch nicht befolgt werden."

„Und wer würde ihm denn ein Hinderniß entgegenstellen?"

„Ich," antwortete Georgele.

„Das ist unerträglich."

Diese direkte Aufforderung, welche Laïs an ihren Vater ergehen ließ, gefiel dem letztern eben nicht recht, er wollte ihr jedoch, so gut als es ging, entsprechen, als die Thür, durch welche Georgele eingetreten war, sich öffnete, und der Herzog von Naundorf eintrat.

„Der Herzog!" riefen gleichzeitig der Fürst Hartzoff und seine Tochter.

„Ich selbst," antwortete der Herzog, „und ich freue mich sehr, einen Theil dessen gehört zu haben, was hier vorgegangen ist, denn ich bin im Stande, einem Jeden zu geben, was ihm gehört.

„Gnädiger Herr, ich bin an Euch wahrscheinlich durch Personen empfohlen worden, die Euch nicht kannten. Es wird mir, wenn ich Euch verlasse, nur Eins leid thun, nämlich Euch gekannt und einen Augenblick geachtet zu haben.“

Der Herzog wendete sich hierauf gegen Laïs, die eine Beute der heftigsten Unruhe war.

„Laïs,“ sagte er mit halber Stimme, „Ihr habt mir eine rührende Theilnahme bewiesen, an welche ich immer ein dankbares Andenken bewahren werde. Die Umstände trennen uns jetzt, aber ich hoffe, daß ich eines Tages in der Lage sein werde, Euch zu beweisen, daß ich weder undankbar noch unempfindlich bin.“

Hierauf schritt er gerade auf Georgelen zu, die ein wenig beiseite getreten war.

„Georgele! Georgele!“ sagte er, indem er eine Hand ausstreckte, welche das Mädchen nicht zu ergreifen wagte, „Dank Euch, die Ihr so gut, so liebevoll, so treu seid. — Ach, ich segne den Himmel, denn er hat gewollt, daß ich Euch die erste reine Freude verdanke, die mir beschieden gewesen. — Dank, Georgele, Dank, ich liebe Euch!“

Georgele antwortete nicht, sondern ließ den Kopf auf ihre beiden Hände niedersinken, und zerschmolz in Thränen.

In diesem Augenblicke ließ sich in dem Vorzimmer

ein lautes Getöse hören, und Dimitri und Bergalasse, welchen in kurzer Entfernung der Vicomte de Chadeul folgte, stürzten ohne weitere Umstände in das Zimmer herein.

Chadeul hatte ein in Diamanten gefaßtes Medaillon in der Hand.

Sobald als er den Herzog von Naundorf gewahrte, stieß er ein Freudengeschrei aus und eilte, sich mit den unzweideutigsten Zeichen der aufrichtigsten Anhänglichkeit, aber auch des ehrfurchtsvollsten Respectes zu seinen Füßen niederzuwerfen.

Neuntes Kapitel.

Der König von Frankreich.

Die nicht wenig aufgeregten Zuschauer dieses Auftrittes bildeten sämmtlich einen engen Kreis um den Herzog von Naundorf und den Vicomte de Chadeul.

Der Letztere küßte mit wahnsinnigem Entzücken die Hand, welche der Herzog ihm vergebens zu entziehen suchte.

Nur Georgele, die sich in einen Winkel des Gemachs zurückgezogen hatte, verfolgte diese Scene mit einer Besorgniß, die mit jedem Augenblicke wuchs. Bleich, zitternd und mit stierem Auge, schien jede Secunde ihr einen Theil ihrer Kraft und ihres Muthes zu nehmen; ihr Herz ward von stürmischen Gedanken, ihr Gemüth von Unentschlossenheit gefoltert.

Endlich gelang es dem Herzog, seine Hände aus denen Chadeuls loszumachen; er hob ihn mit liebenswür-

diger Anmuth auf und öffnete ihm freundschaftlich die Arme.

„Ich glaube, daß Ihr spottet, lieber Freund," sagte er, indem er ihn liebreich an sein Herz drückte; „das, was Ihr da thut, ist unsinnig, so benimmt sich ein wahrer Freund nicht. Gott hat mir das Leben erhalten, lieber Vicomte, und ich werde es fortan ganz denen widmen, die mich geliebt haben — zuerst Euch, mein Freund, und dann Euch, Georgele, welche Gott mich hat finden lassen, damit ich auf ihn hoffen solle."

Und der Herzog ging auf Georgelen zu, deren Hände er fassen wollte.

Aber Georgele beantwortete diese rührende Geberde nur mit einem traurigen Kopfschütteln und wehmüthigen Lächeln.

„Das, was Ihr thun wollt, ist fortan unmöglich, gnädiger Herr," sagte sie, „das Leben hat seine grausamen Nothwendigkeiten, und das Glück ist oft ganz und gar diesen Nothwendigkeiten anheim gegeben."

Und als der Herzog den Sinn dieser Worte nicht zu verstehen schien, setzte sie hinzu:

„Fragt Herrn de Chadeul, ob ich nicht die Wahrheit spreche, und ob nicht von diesem Augenblicke an sich für Euch ein ganz neues Leben öffnet, welches seine gebieterischen Forderungen und seine Größe und seine Verlegenheiten und seinen Ruhm haben wird!"

Der Herzog wendete sich gegen Chadeul, der die Augen niederschlug und nicht zu wissen schien, welche Antwort er geben solle.

„Nun," sagte er nach einigen Augenblicken des Zögerns, „spielen wir denn alle hier Komödie? Ich für meinen Theil bekenne Euch, daß ich kein Wort davon verstehe. Also, Chadeul, erklärt Euch ohne Umschweife, damit ich wenigstens erfahre, was ich von den Worten Georgelens und von Eurer Verlegenheit zu halten habe."

Statt der Antwort überreichte Chadeul dem Herzoge das Medaillon, welches er beim Eintreten in der Hand hielt; der Herzog bemächtigte sich desselben rasch, und sobald als er es betrachtet hatte, stieß er einen Freudenruf aus.

„Was soll das bedeuten?" rief er, indem er Chadeul fragend ansah.

„Dieses Medaillon befand sich mit unter den Papieren, welche Ihr mir gestern anvertraut habt."

„Das Bildniß meiner Mutter," unterbrach ihn der junge Herzog.

„Ja, gnädiger Herr — ich glaubte Euch unwiederbringlich verloren; ich habe das Siegel erbrochen und erfahren —"

„Meine Mutter! meine Mutter!" rief der Herzog, während Chadeul sprach, und küßte das Medaillon mit

derselben Freude, demselben Entzücken, als ob es das Urbild selbst gewesen wäre.

„Was habt Ihr erfahren?“ sagte er plötzlich, indem er sich wieder herumwendete und seine forschenden Blicke auf Chadeul heftete.

„Ich habe erfahren, wer Ihr seid.“

„Es war ein Brief dabei.“

„Es war einer dabei, aber ich habe ihn nicht geöffnet.“

„Nun, wie habt Ihr denn erfahren?“

„Durch dieses Bildniß.“

„Ihr kennt also meine Mutter, Chadeul, o, seht, der Himmel selbst hat Euch mir entgegengeschickt.“

„Wir kannten sie alle, gnädiger Herr, und wollten uns für sie tödten lassen; was mich betrifft, so liegt, wenn ich damals nicht den Tod gefunden, die Schuld nicht daran, daß ich ihn nicht gesucht hätte.“

„Guter Chadeul — o, ich kannte Eure Anhänglichkeit an die, welche Ihr liebet, aber sagt mir, mein Freund, wer waren denn die von Euren Freunden, die meiner Mutter eben so treu ergeben waren, wie Ihr? Seht, ich möchte auch diesen meinen Dank zu erkennen geben.“

„Alle waren es, gnädiger Herr, das ganze ritterliche Frankreich, und damals war dieses noch zahlreich und furchtbar.“

„Ganz Frankreich!“ murmelte der junge Herzog, in-

dem er den Kopf auf die Brust sinken ließ, — „o ganz Frankreich!“

Und er versank in Nachdenken.

Es war hinter diesen noch immer verschleierten Worten Chadeuls ein Geheimniß verborgen, welches er nicht zu enthüllen wagte.

Wer war wohl seine Mutter gewesen, welchem Range hatte sie angehört, welche seltsame Offenbarung sollte er hören?

Er schwieg, und Niemand wagte ihn in seiner Betrachtung zu stören.

Niemand, außer Georgelen, welche langsam auf ihn zuging, ihre Hand auf seine Schulter legte und ihn plötzlich aus seinem Hinbrüten weckte.

„Kommt!“ sagte sie.

Der Herzog folgte mechanisch Georgelen, die ihn nach der dunkelsten Ecke des Gemachs führte. Hier drückte sie auf eine in dem Getäfel der Wand verborgene Feder, die Tapete spaltete sich in ihrer ganzen Höhe und ließ ein Frauenbildniß sichtbar werden.

„Meine Mutter!“ rief der Herzog, nachdem er seine Blicke wieder auf das Medaillon geworfen, welches ihm der Vicomte eingehändigt.

„Ja, gnädiger Herr, Eure Mutter. Aber das ist Zauberei.“

„Es ist Geschichte, gnädiger Herr, leset die Unterschrift am Fuße des Rahmens.“

Der Herzog näherte sich zitternd dem Portrait, und kaum hatte er seine Augen auf die von Georgelen bezeichnete Stelle geworfen, so stieß er einen furchtbaren Schrei aus, der in dem ganzen Schlosse wiederhallen mußte.

Am Fuße dieses Rahmes stand nichts als die einfache Zeile:

Marie Antoinette, Königin von Frankreich.

Die Scene, welche in diesem Augenblicke in diesem Zimmer vor sich ging, war in der That eine, der es weder an Großartigkeit noch an Originalität fehlte.

Bergalasse und Dimitri in der einen Ecke, der Fürst Hartzoff und seine Tochter in der andern, Georgele und Chadeul am äußersten Ende, alle von entgegengesetzten Gefühlen bewegt, vereinigten sich auf eine Stunde, auf eine Minute, in einem und demselben Gefühle der Ungeduld und der Neugierde, und erwarteten mit gierigem Blick, gespanntem Ohr und schwer athmender Brust die Wirkung, welche die so eben geschehene Offenbarung auf Naundorf hervorbringen würde.

Naundorf war zurückgeprallt unter der Wucht der Ueberraschung, der Freude, der Furcht, der Betäubung, des Zweifels — alles Dessen, was den Menschen entzücken oder niederschmettern kann! Allein in der Mitte des

Zimmers stehend, den Blick auf den Boden geheftet, die Hand an der bleichen Stirn, ließ er seine Gedanken eine ganze Welt in seinem Herzen umkehren, und ohne auf die zu achten, die ihn sehen oder hören konnten, stieg er mühsam den Abhang der verflossenen Jahre hinauf und suchte in seiner Erinnerung die Vergangenheit wieder aufzubauen, zu der man ihn so unerwartet zurückgeführt hatte.

Zuweilen entwand sich plötzlich ein Schrei seiner Brust — ein Lächeln der Befriedigung trat auf seine Lippen — er erinnerte sich.

Zuweilen wieder ließ er den Kopf auf die bewegte Brust niedersinken, seine Augenbrauen zogen sich mit düsterer Traurigkeit zusammen, seine Hand fuhr rasch über die Stirn, als ob das Licht bei diesem magnetischen Drucke hervorspringen müßte — aber die Vergangenheit war noch voll von Schatten — er erinnerte sich nicht!

In einem dieser Augenblicke, wo eine Menge vergessene oder verlorene Dinge seiner Vergangenheit, seiner ungeduldigen Nachforschung zu entfliehen schienen, streckte er seine verzweifelten Hände nach Chadeul und Georgelen aus und näherte sich ihnen.

„O täuschet mich nicht,“ sagte er in einem Tone, welcher die ganze Traurigkeit seiner Seele enthüllte, „täuschet mich nicht — meine Erinnerungen sind noch verworren in meinem Gedächtniß, aber mit jedem Augenblicke kommt mir eine neue unerwartete Enthüllung zu

Hilfe — lasset mich nicht in dieser Ungewißheit, die mich tödten wird und sagt mir, ob das, was ich kaum zu erspähen wage, die Wahrheit ist."

Dann, als ob der Zweifel noch in seinem Herzen die Oberhand behauptete, setzte er sogleich hinzu:

„Nein, nein, es ist unmöglich; ich, ich, der Sohn des Königs von Frankreich! — o, ich bin wahnsinnig oder ich werde es —"

„Der Sohn des Königs von Frankreich!" murmelte Dimitri, indem er seinen Mund dem Ohre des Grafen Bergalasse näherte.

Bergalasse antwortete mit einer bejahenden Bewegung des Kopfes und legte den Finger auf den Mund.

Naundorf hatte die Hand Chadeuls ergriffen.

„Antwortet mir," sagte er, „ist es wahr?"

„Es ist wahr," antwortete Chadeul.

„Sein Sohn, aber dann, denn mit jedem Schritt, den ich in diesem Labyrinthe der Vergangenheit thue, begegne ich einer Bestätigung, die mich wider meinen Willen mit Schrecken erfüllt. Wenn ich der Sohn des Königs von Frankreich bin, Chadeul, wer ist dann der Graf von Provence?"

„Euer Onkel, Sire."

„Und ich! ich!"

„Ihr, Sire, seid der König von Frankreich!"

„Der König von Frankreich," stammelte Dimitri, in-

dem er zusammenfuhr und sich unwillkürlich von dem Grafen von Bergalasse entfernte, um sich dem Fürsten Hartzoff zu nähern.

Mittlerweile bewahrte der Fürst Hartzoff, der bis jetzt schweigend und aufmerksam dagestanden hatte, diese unthätige Haltung nicht länger, sondern ging auf Chadeul zu, als dieser die eben angeführten letzten Worte ausgesprochen hatte.

„Monsieur de Chadeul," sagte er in ernstem Tone zu ihm, „das, was Ihr da thut, geziemt sich nicht für einen ächten Edelmann; wenn der König von Frankreich diese Handlungsweise erführe, so würde er — ich bin dessen gewiß — Euch seine lebhafte Unzufriedenheit zu erkennen geben."

„Der Sohn Ludwigs XVI. ist der alleinige König von Frankreich," antwortete Chadeul, „meine Pflicht als Edelmann ist, diesem zu dienen, und dieser Pflicht werde ich nicht untreu werden."

„Das ist Empörung, Monsieur de Chadeul; der Sohn Ludwigs XVI. ist im Tempel gestorben und der Graf von Provence von dem ganzen verbannten Adel anerkannt worden."

„Gleichviel."

„Nehmt Euch in Acht!"

„Und warum?"

„Weil es mir unmöglich ist, zu dulden, daß ein Abenteurer —"

„Mein Herr!" unterbrach ihn Chadeul, indem er die Hand an den Degen legte.

„Und meine Pflicht als Chef der russischen Polizei," fuhr der Fürst, ohne sich irre machen zu lassen, fort, „ist, die Abenteurer festzunehmen, die sich über ihre Stellung nicht ausweisen können!"

Und sich zu Dimitri wendend, setzte der Fürst mit stolzer Autorität hinzu:

„Dimitri, sage den Leuten, die ich im Schloßhofe zurückgelassen, daß ihre Anwesenheit hier nothwendig sei."

Dimitri zögerte einen Augenblick und that einen Schritt nach der Thür, wie um sich zu entfernen.

„Dimitri!" rief plötzlich Georgele mit lauter Stimme, „bleib!"

„Ich befehle es Dir," rief der Fürst.

„Ich verbiete es Dir!" setzte Georgele hinzu.

Dann, als ob sie gefürchtet hätte, daß Dimitri, den sie einen Augenblick zuvor hatte schwanken sehen, sich von Neuem durch die Furcht hinreißen ließe, welche ihn schon einmal aus der Fassung gebracht, ging sie rasch auf ihn zu.

„Dimitri," sagte sie mit leiser und gepreßter Stimme: „Nimm den Schlüssel zu der kleinen Thür, welche auf das Meer führt, unterrichte im Vorbeigehen die Leibeigenen,

welche Matthäus versammelt hat, mache den Kahn fertig und erwarte mich."

Zum großen Erstaunen Georgelens rührte Dimitri sich nicht von der Stelle, und seine haßerfüllten Blicke vermochten sich nicht von Naündorfs Gesicht abzuwenden.

„Ist es wahr, Georgele," sagte er endlich, „daß dieser Mensch der König von Frankreich ist?"

„Es ist wahr," antwortete Georgele.

„Und Ihr wollt ihn retten?"

„Ich will es."

„Aber wir haben ja allen Königen Haß und Tod geschworen."

„Dieser wird niemals regieren."

„Wer versichert mir das?"

„Ich."

„Ihr habt noch nicht gelogen, Georgele, fangt heute nicht damit an!"

„Ich täusche Dich nicht, Dimitri, und ich werde Dich nie täuschen — und zu größerer Sicherheit für Dich und auch für mich kannst Du das Boot in Bereitschaft setzen; steige mit ihnen hinein — führe ihn, wohin er will,- folge ihm überall wie sein Schatten, und an dem Tage, wo er den Fuß auf die ersten Stufen eines Thrones setzen wird. möge sein Schicksal sich erfüllen; ich überlasse ihn Dir — genügt Dir das?"

„Ja!"

„Dann beeile Dich und bringe die kostbare Zeit wieder ein, um welche Du uns jetzt schon gebracht hast.“

Dimitri ließ sich das nicht zwei Mal sagen und verschwand mit der Schnelligkeit des Blitzes.

Das Fortgehen Dimitri's sicherte dem Herzog den Rückzug; Georgele beeilte sich, es ihm zu melden.

„Gehet,“ sagte sie zu ihm, „Ihr habt keinen Augenblick zu verlieren — der Vicomte de Chadeul wird Euch begleiten, und ich werde Gott bitten, daß er Eure Reise segne.“

„Georgele,“ sagte der junge Fürst, „mein neues Glück wird mich nicht undankbar machen, abwesend oder gegenwärtig, werdet Ihr stets mein süßester Gedanke sein. Adieu, Sire.“

„Adieu; adieu, Georgele.“

Der Fürst Hartzoff, welcher ungeduldig die Arme hin und her warf, wollte einige Schritte thun. — Chadeul zog seinen Degen, öffnete die Thür und ließ Naundorf passiren.

„Meine Rolle beginnt,“ sagte er zu dem Fürsten Hartzoff, „wehe dem, der dem König Ludwig XVII. nach Leben oder Freiheit zu trachten wagt.“

Einen Augenblick später glitt ein Boot geräuschlos auf den Wellen dahin.

Es trug Ludwig XVII., den Vicomte de Chadeul und Dimitri.

Zehntes Kapitel.

Die Baronin de Chevreuse.

Es war in den ersten Tagen des Monats Februar im Jahre 1816.

Das Wetter war herrlich und Paris hatte ein wahrhaft festliches Ansehen.

Reiche Equipagen, aus allen Richtungen kommend, rasselten durch die Straßen und über die Boulevards und suchten so schnell als möglich die Straße von Chantilly zu erreichen.

Es war eine Auswanderung.

Aber eine Auswanderung auf neue Art, das heißt in zurückgeschlagenen Wagen, in Staatskleidern und unter freudigen Fanfaren.

Den nächsten Tag, nämlich den 4. Februar, sollte in dem Walde von Chantilly eine große Parforcejagd stattfinden und der Herzog von Bourbon hatte zu diesem Feste

nicht blos den französischen Adel, sondern auch die vornehmsten und berühmtesten Mitglieder der beiden Deputirtenkammern eingeladen.

Keiner versäumte dieser Einladung zu folgen.

Als nun Alles Paris verlassen hatte und diese vornehme Menschenmasse sich auf der bekannten, so frequenten Straße befand, welche nach dem Lustschlosse des Prinzen von Condé führte, gestaltete sich während der ersten Stunden eine reizende Verwirrung, ein Kommen und Gehen von Edelleuten, die mit ihren schönen Pferden an den Schlägen eleganter Kaleschen hielten — überall war nichts zu sehen, als Geräusch, Bewegung und Austausch von Artigkeiten. Man war glücklich, sich einen Augenblick fern von dem Mittelpunkte der Geschäfte, der freien Luft, unter einem schönen Himmel, im heitern Sonnenscheine zu begegnen.

Und dann gab es unter dieser Gesellschaft, welche gewöhnlich zu Paris in denselben Salons wohnte, unter dem Joche derselben kalten Etiquette eine ziemliche Anzahl von jungen Leuten, denen diese Freiheit eines Tages so manches geheime Glück versprach, mehr als eine junge Frau, welche in dem geheimnißvollen Walde von Chantilly eine glückliche Begegnung hoffte, die man ohne Zweifel nur dem Zufall verdankte, die aber ein Blick, ein unbedeutendes Wort im Nothfalle herbeiführen konnte!

Für Alle war es eine unvergleichliche Freude, wenn

auch nur auf zwei Tage die geliebte Hauptstadt verlassen zu können und Gesicht und Brust der durchdringenden, belebenden Landluft darzubieten.

Die reich mit Wappen geschmückten Wagen empfingen, auf der Straße hinrollend, die eifrigen Begrüßungen der Herren, welche sich zu Pferde an Ort und Stelle begaben.

Es waren dies erstens der Herzog von Grammont, Mitglied der Pairskammer, der Herzog von Duras, erster Kammerherr des Königs, Herr de Blermont-Tonnerre, der Prinz de Poix, der Herzog de Rohan, der Graf de Brillon, die großen Namen des Adels der Emigration, welche mit dem Wiedereinzuge des Königs Ludwig XVIII. die Vorrechte wiedergefunden, deren sich ihre berühmten Ahnen erfreut.

Es waren sodann die Fürstin von Neufchatel, welche dem Grafen von Artois folgte, der Herzog von Berry, die Prinzen des jüngern Zweiges, die Orleans, der Graf de la Rochefoucauld die Herren Marbois und Decazes, der Vicomte de Chateaubriand, der Graf von Montmorency 2c.

Dann kam jene Masse von Edelleuten, welche zur royalistischen Armee gehörten, die Louvain, die Chadeul, die Brivart, die Chaulieu, welche sich ihrer thörigten, geistreichen Sorglosigkeit ganz hingaben, ohne zu bedenken,

daß der Vulkan der Revolution kaum geschlossen war und daß er sich mit jedem Augenblicke wieder öffnen konnte.

In Frankreich weiß man niemals, wenn eine Revolution beendet ist, man tanzt da ewig auf einem Vulkan.

Und doch eine schöne Jugend, ungeachtet ihrer Mängel, ihres Leichtsinns und ihrer Sorglosigkeit!

Die französische Jugend wird stets die geistreichste, die heiterste und liebenswürdigste von ganz Europa sein.

Vor wenigen Tagen erst hatte einer dieser jungen Herren, der die Kriege der Vendée mitgemacht, wo sein Blut oft für die Sache seiner Ahnen geflossen war, und welcher erfahren, daß ein gewisser Jacques Bernier, ein Krautjunker aus der Provinz, sich einige schlechte Witze über ihn erlaubt, demselben folgendes Billet zugesendet:

„Ich Unterzeichneter bekenne hiermit, daß ich Herrn J. Bernier, dem Schlingel, die Summe von hundert Stockschlägen schuldig bin, die ich ihm mit landesüblichen Zinsen von dem heutigen Tage an auszuzahlen verspreche, wenn er mit meinem Vorwissen sich trotz des Verbots, welches ich ihm hiermit gebe, in Paris sehen läßt; welche Summe ich ihm für seine, hinter meinem Rücken geführten Reden und für seine übereilte Abreise schulde."

Da der junge Edelmann, welcher dieses Billet geschrieben hatte, den Degen sehr gut zu führen wußte, so hütete sich sein Gegner wohl, ihm wieder in den Weg zu kommen.

Einer dieser jungen Leute war wie der andere, heiter, spöttisch, über Alles lachend, ausgenommen über die Ehre, und dieses gefährlichen Leichtsinnes konnten sie sich selbst bei Behandlung öffentlicher Staatsangelegenheiten nicht entschlagen. Sie waren, mit Einem Worte, die würdigen Nachkommen jener Helden, welche in der Schlacht bei Fontenoy sich weigerten, zuerst zu schießen, ihre Feinde mit ironischer Höflichkeit grüßten und ihnen zuriefen: Nach Euch, Ihr Herren!

Diese jungen Männer hatten schon die blutigen und schrecklichen Lehren der französischen Revolution vergessen und schickten sich an, im neunzehnten Jahrhundert, in dieser seltenen Zeit des Unglücks und des Umsturzes, das Leben zu führen, welches ihre Vorfahren geführt.

Seltsames Schicksal!

Aber es waren tapfere Edelleute, deren Wappen man nicht ungestraft beschimpft; sie dienten ihrem Könige mit Enthusiasmus und wären, um ihn zu vertheidigen, in den Tod gegangen, ohne ihr Blut zu schonen.

Aber die Lehren der Geschichte waren verloren für sie, und vergebens hatten sie auf ihre Kosten gelernt, daß jede Rückkehr zur Vergangenheit künftig unmöglich sei.

Diese jungen Leute, welche sich häufig in Paris, in den Gemächern der Fürsten und den Salons des vornehmen Adels sahen, hatten eine Art von geheiligtem Batail-

lon gebildet und reis'ten gemeinschaftlich dem vorgesteckten Ziele entgegen.

Die Einen trugen das herkömmliche Jagdkostüm; die Andern waren in ihre glänzenden Uniformen gekleidet, Einige trugen auch gewöhnliche Anzüge. — Alle schienen auf köstlicher Laune zu sein und schonten nicht diejenigen, welche von Zeit zu Zeit, durch den Galopp ihrer Pferde fortgerissen, mitten durch sie hindurchsprengten.

Sie befanden sich jetzt auf der Höhe von Bouget; die Equipagen wurden schon weniger selten, aber die Einförmigkeit des Weges hatte keinen Einfluß auf die Heiterkeit unserer Reisenden geäußert und die Witzfunken kreis'ten sich noch mit derselben Lebhaftigkeit und Schnelligkeit.

Der Vicomte de Chadeul besonders und der Vicomte Chaurier zeichneten sich vorzüglich aus und besaßen die Gabe, in der ganzen Gesellschaft die lebhafteste Heiterkeit zu erregen.

Der Leser entsinnt sich ohne Zweifel des Vicomte de Chadeul. Die zwölf Jahre, welche seidem verflossen, hatten ihn wenig verändert. Er war damals etwa fünfunddreißig Jahre alt, aber Jugend, Kraft, Intelligenz und Biederkeit strahlten noch unverändert aus seinem Antlitz. Der Vicomte de Chadeul hatte, seitdem wir ihn verlassen haben, viele Leiden und Trübsale zu erdulden gehabt, aber die Restauration des Thrones hatte ihm, so zu sagen, ein neues Leben eingehaucht und er war seit

einigen Monaten wieder eben so jung und enthusiastisch geworden, als wir ihn in Mitau gekannt haben.

Der Baron de Chaulieu war ein kleiner, runder Mann mit lebhaften schwarzen Augen, der in seiner Miene gerade nichts Angenehmes hatte, sich aber über diese stiefmütterliche Behandlung von Seiten der Natur mit dem Gedanken teöstete, daß sie ihn in Bezug auf Geist reichlich dafür entschädigt hatte.

Er hatte, wie man sagte, die boshafteste Zunge in Paris und aus diesem Grunde ward er von allen Frauen angebetet und von allen glücklichen oder unglücklichen Liebhabern gefürchtet.

Die Gesellschaft hatte eben Bourget erreicht, als plötzlich ein aus der Mitte des kleinen Bataillons erschallendes Geschrei die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog.

Man gewahrte und signalisirte von Weitem den Wagen des Bischofs von Autun, Monseigneur Talleyrand de Perigord.

Herr von Talleyrand! ein gefallener Minister!

Sofort war eine Bewegung unter den jungen Leuten sichtbar und das Sprühfeuer der Witze begann.

„Meine Herren," rief Chaulieu, indem er eine ernste, würdevolle Miene annahm, „wir leben, glaubt es mir, in seltsamen Zeiten, die Erscheinung des Bischofs von Autun, zu dieser Stunde und auf dieser Straße, scheint mir irgend eine Katastrophe zu verkünden."

„Wie? Warum?“ riefen zwanzig Stimmen zu gleicher Zeit.

„Man hatte mir gesagt,“ fuhr der junge Baron fort, ohne etwas von seiner Ernsthaftigkeit zu verlieren, „daß er seine Seele dem Teufel verkauft, und daß der Teufel sie auch geholt hätte.“

„Eure Geschichte ist eine Verläumdung, lieber Baron,“ unterbrach ihn der Vicomte de Chadeuil, „eine reine Verläumdung.“

„Gegen den Bischof?“ fragte Chaulieu.

„Nein, gegen den Teufel.“

„Warum das?“

„Weil der Teufel ohnedies weiß, daß er die Seele des Herrn von Talleyrand früher oder später bekommen wird und daher ein großer Dummkopf wäre, wenn er etwas dafür geben wollte.“

Alles brach in lautes Gelächter aus.

„Zur Sache!“ hob der Vicomte wieder an, als die allgemeine Heiterkeit sich wieder etwas gelegt hatte, „ich habe in Bezug auf den Mann, der uns jetzt beschäftigt, eine sehr merkwürdige Anekdote erfahren.“

„Wer wüßte deren nicht!“ wendete Chaulieu ein.

„Die meinige ist noch ganz neu.“

„Von acht Tagen her?“

„Nein, von gestern.“

„Ah, ah! Nun so laßt hören, so laßt hören!“

Der Kreis schloß sich enger um den Vicomte und Jeder schickte sich an, zu hören.

Während dessen hatte der Wagen des Herrn von Talleyrand sich immer mehr genähert, noch einige Minuten und er mußte zwischen ihnen durchkommen.

Neulich," hob der Vicomte de Chadeul mitten in dem allgemeinen Schweigen wieder an, „befindet sich Herr von Talleyrand bei dem Prinzen von Condé. Ihr wißt doch, daß der ehrenwerthe Prinz ganz kindisch geworden ist?"

„Man sagt es allerdings," entgegnete Chaulieu, „aber ich glaube nicht daran."

„Nun, dem mag sein, wie ihm wolle," fuhr Chadeul fort, „man glaubt, der Prinz habe den Verstand verloren und der Herr Bischof von Autun war gekommen, ihn zu besuchen. Sie plauderten erst von tausenderlei Dingen ohne Zusammenhang; es war eine Conversation, wie man sie mit einem Blödsinnigen haben kann."

„Was er nicht ist!" sagte Chaulieu wieder.

„Es sei," fuhr Chadeul fort, „der Bischof von Autun sagte Ludwig XVIII., und der Prinz von Condé antwortete Fouché; endlich kam man auch auf die Revolution zu sprechen und der Bischof fragte den Prinzen von Condé, ob er noch einen Groll gegen die Personen habe, die daran Theil genommen hätten. Der Prinz antwortete: „Ich habe allen Menschen verziehen, mein Herr Bischof, und unter allen Menschen, die mein Vaterland beunruhigt

haben, befindet sich nur ein einziger, dem ich niemals verzeihen werde."

„Und wer ist dieser Mensch?" fragte der Bischof von Autun.

„Dieser Mensch," fuhr der Prinz fort, „ist der Bischof von Autun."

Alles lachte wieder.

„Nun, was habe ich gesagt?" rief Chaulieu triumphirend, „kann ein Mensch, der solche Wahrheiten sagt, wohl des Blödsinns beschuldigt werden?"

Er sagte diese Worte, gerade als der Wagen des Herrn von Talleyrand vorbeifuhr.

Die jungen Leute grüßten.

Fünf Minuten später kam Fouché an die Reihe.

Wieder ein gefallener Minister!

Die Pferde kamen in gestrecktem Galopp. Man machte Platz, um sie passiren zu lassen.

„Meine Herren," sagte Chaulieu, als Talleyrand und Fouché verschwunden waren, „ich lege mir in diesem Augenblicke eine Frage vor, auf welche mir es schwer wird, befriedigend zu antworten."

„Was ist das für eine Frage?" fragte einer der jungen Edelleute.

„Ich möchte wissen, ob Fouché Herrn von Talleyrand folgt," antwortete Chaulieu, „oder ob Herr von Talleyrand Fouché folgt."

Die Heiterkeit verdoppelte sich; die Wortspiele und witzigen Einfälle nahmen kein Ende und Jeder, der durch diese Gruppe hindurchkam, ward unbarmherzig zerfleischt.

Plötzlich jedoch entstand, wie ein Zauberschlag, allgemeines Schweigen unter der lustigen Gesellschaft. Die Reihen schienen sich mit einem Gemisch von Liebe und Bewunderung zu öffnen und Aller Blicke wendeten sich gleichzeitig nach einer und derselben Seite.

Eine wunderhübsche offene Kalesche, von vier Ponys der schönsten Race gezogen, kam heran.

„Die Baronin!" sagten gleichzeitig mehrere Stimmen.

In der Kalesche, welche auf diese Weise Aller Blicke auf sich zog, saß eine Dame.

Diese Dame war ungefähr achtundzwanzig Jahr alt, aber man würde sie höchstens für zwanzig gehalten haben. Sie war in einen langen, mit Hermelin gefütterten Pelz gehüllt, ein eleganter Hut von grünem Sammet mit Federn geschmückt, bildete den Rahmen zu ihrem lieblichen Gesicht und sie trug ein blau und weiß gestreiftes seidenes Kleid.

Man konnte sich nichts Duftigeres, Feineres und Zarteres denken, als dieses liebenswürdige Geschöpf.

Sie hatte schöne blaue Augen mit langen seidenen Wimpern; ihr Hals erhob sich harmonisch zwischen den runden Schultern und ihre bewunderungswürdige behandschuhete Hand schien kleiner als die eines Kindes.

Diese Frau war, wie wir schon gesagt haben, achtundzwanzig Jahre alt. Sie war Witwe und ließ sich die Baronin von Chevreuse nennen. Seit ungefähr einem Monat war sie am Hofe erschienen; schon unterhielt man sich nur von ihr und eine ziemliche Anzahl von Offizieren hatten sich ihr zu Ehren geschlagen.

Der Leser erlaube uns, ihm vor der Hand nichts Ausführlicheres über die schöne Witwe mitzutheilen. Wir werden ihr sogleich wieder begegnen, auf dem Sammelplatze der Jagd, und dort vollauf Gelegenheit haben, von ihr zu sprechen.

Die Baronin fuhr also mitten durch die jungen Leute hindurch, welche ehrfurchtsvoll am Rande der Straße standen, gab anmuthig die Begrüßungen, die man ihr machte, zurück, und befahl, sogleich die Pferde so schnell als möglich laufen zu lassen.

Die Ponys warteten wahrscheinlich blos auf diesen Befehl, denn sie setzten sich sofort wieder in Galopp.

Von diesem Augenblicke an hörten die jungen Leute auf, sich der Heiterkeit ihres Geistes hinzugeben, sondern setzten, wie auf gemeinschaftliche Verabredung, ihre Pferde ebenfalls in Galopp und verschwanden bald hinter der Baronin.

Allmählig ward die Straße öde und man begegnete nur noch einigen gleichgiltigen Reisenden, welche sich ohne Gefolge zum Stelldichein der Jagd begaben.

Eine Stunde später aber war es den Einwohnern von Bourget vergönnt, ein ganz eigenthümliches Schauspiel zu sehen.

Auf dieser Straße, welche so eben von so vielen eleganten Equipagen durchfurcht worden, erschienen plötzlich zwei Reiter, von welchen der eine wenigstens ganz besonderer Art war und welche, einer hinter dem andern hereitend, ihre Pferde in ruhigem Schritt gehen ließen.

Der, welcher voranritt, war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, dessen Züge das Gepräge grausamer Sorgen und langer schmerzlicher Unruhe trugen. Er war einer der schönsten Cavaliere, die man bis jetzt hatte vorüberkommen sehen; er trug ein elegantes und einfaches Costüm und ritt ein sehr werthvolles Pferd. Man hätte ihn entweder für einen Prinzen halten können, so viel Adel und Vornehmheit sprach aus seinem Antlitz, oder auch für einen Dichter, so viel sanfte und träumerische Melancholie war über seine Züge ausgebreitet.

Der, welcher hinter ihm ritt und ganz die Neugierde erweckte und die Aufmerksamkeit fesselte, war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, wenigstens so viel als die Farbe seiner Haut seine Züge zu unterscheiden und zu analysiren gestattete.

Dieser Mann war eine Rothhaut von der schönsten Race.

Er trug das klassische und ziemlich leichte Costüm

seines Heimathslandes, das heißt, einen Ueberwurf von gegattertem Zeuge, um den Leib herum durch einen ledernen Gürtel festgehalten; ein Halsband von verschiedenen Farben und einen aus Straußen- und Pfauenfedeen zusammengesetzten Kopfputz.

Er nannte sich den wandelnden Regen!

Wer war dieser seltsame Mensch — wem folgte er auf diese Weise? Was wollte er in Paris? Was suchte er in Chantilly, wo die meisten der ersten Berühmtheiten Europa's versammrlt waren?

Dies Alles soll derLeser unverweilt erfahren, wenn er uns zu den nachstehenden Kapiteln begleiten will.

Elftes Kapitel.

Erinnerungen und Trauer.

Unsere beiden Reisenden ritten langsam auf der Straße von Chantilly weiter und hatten, seitdem sie die Hauptstadt verlassen, kaum einige Worte gewechselt.

Der junge Mann, welcher voranritt, schien düsteren Betrachtungen nachzuhängen; er ließ die Zügel auf dem Halse seines Pferdes ruhen und sein gleichgiltiger Blick versuchte nicht die verschiedenen Bilder festzuhalten, welche sich neben ihm entrollten.

Der Wilde im Gegentheil verlor nichts von den Landschaften, welche an seinen Augen vorüberzogen und sein Blick schweifte begierig nach dem Horizonte, als ob er jene großen erhabenen Seiten der Natur gesucht hätte, die man in der neuen Welt auf jedem Schritte findet!

Die Bannmeile von Paris zeichnet sich eben nicht durch Naturschönheiten aus, welchen man innerhalb der-

selben begegnet; es ist größtentheils eine reiche fruchtbare Natur, die aber weder etwas Malerisches noch Großartiges hat und wo man das Erhabene und Unerwartete vergebens suchen würde.

Es sind gleichsam Theaterdecorationen, welche ein geschickter Maschinist hier und da mit mehr oder weniger Geschmack angebracht hat. Man findet von Allem ein wenig — von Schottland, von Italien, von Spanien, vorzüglich von der Schweiz.

Niemals hat es in den schönen Thälern Helvetiens so viel Sennhütten gegeben, als in der Umgegend von Montmorency und der Maisons Laffitte.

Diese Manier, den Landhäusern den Bastardcharakter fremdländischer Wohnungen zu geben, hat sich schon zu lange in Frankreich geltend gemacht, und es wird Mühe kosten, unserem Boden den Nationalcharakter wieder zu geben, der ihm zukommt.

Der Wandelnde Regen schien von Allem, was er sah, nur mittelmäßig befriedigt zu werden und seine Gedanken kehrten von Zeit zu Zeit mit einer mit Bitterkeit gemischten Melancholie nach den bezauberten Ländern zurück, welche von den großen Flüssen Amerika's durchschnitten werden.

Sein Begleiter ward ohne Zweifel von demselben Gedanken bewegt, denn er wendete sich beinahe plötzlich

zu dem Wandelnden Regen herum und sagte, indem er ihm zugleich einen Blick des Mitleidens zuwarf:

„Nun, ist Massach zufrieden mit dem, was er in den Ländern der bleichen Gesichter sieht?"

Der Wilde schüttelte traurig den Kopf.

„Der Wandelnde Regen bedauert nicht die Flüsse und die großen Wälder seines Landes, weil er bei seinem Herrn ist," antwortete er, „und Alles, was Gott gemacht hat, ist wohl gemacht.

Mittlerweile hatte das Antlitz des Herrn des Wandelnden Regens einen eigenthümlichen Ausdruck von Begeisterung angenommen; sein Blick funkelte, seine Stimme ward klar und vibrirend.

„Erinnert sich Massach," fuhr er mit lebhafter rascher Geberde fort, „nicht mehr jenes gesegneten Tages, wo wir Beide allein auf dem großen Flusse Ohio herabfuhren, um nach Frankreich zurückzukehren?"

„Massach erinnert sich dieses Tages wohl," unterbrach ihn der Wilde, den Kopf emporhebend.

„Es war Abend," fuhr der junge Mann mit langsamer harmonischer Stimme fort, „wir hatten unser Boot ruhig dem stillen Laufe des Flusses folgen lassen; der Wind wehte klagend durch die wohlriechenden Gesträuche der beiden Ufer, das Geschrei der Zugvögel ließ sich in den nahen Wäldern hören und der Blick vermochte noch bei dem letzten Scheine des Tages die unbestimmten Um-

risse irgend eines unter dem dicken Laube der Bäume versteckten Wigwams zu erkennen. — Gott war überall in dieser feierlichen Stunde, und Bewunderung und Glaube erfüllten unsere bewegten Herzen! — Ach warum bin ich nicht in diesem fernen Lande geblieben! — welcher wahnsinnige Ehrgeiz hat mich in diese undankbaren Himmelsstriche getrieben, wo ich zu spät ankommen mußte! — Ich würde glücklich leben in dem Wigwam, in welchen Massach mich aufgenommen hatte."

Massach antwortete nicht, aber ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust.

„Massach ist dem bleichen Gesicht ergeben, weil das bleiche Gesicht zwei Mal seinen Sohn vom Tode errettet hatte," sagte er endlich nach einigen Augenblicken des Schweigens; „der Herr hat gesprochen, Massach konnte nicht anders als gehorchen."

„Aber Du sehnst Dich doch nach Deinem Wigwam?" fragte der junge Mann wieder.

Der Wandelnde Regen lächelte bitter.

„Massach war ein großer Häuptling," sagte er mit düsterer Stimme, „er befehligte einen furchtbaren Stamm, und eine große Anzahl von Kopfhäuten zierte seinen Festtagsgürtel! — Aber die bleichen Gesichter sind gekommen; sie haben die Krieger niedergeworfen, welche ihn umgaben, wie der Sturm die großen Bäume des Waldes niederwirft; Massach hat zwei Söhne an seiner Seite

sterben sehen, er hat den Tod gesucht und hat ihn nicht gefunden! — Massach hat nichts mehr zu lieben als seinen jungen Herrn; er wird zufrieden sterben, wenn er mit seiner Hand in der seines Herrn stirbt."

Der junge Mann antwortete nicht, aber als ob diese wenigen Worte plötzlich dem Strome seiner Gedanken eine andere Richtung gegeben hätten, sah er um sich und näherte sich wieder seinem Begleiter.

„Massach," sagte er, aber diesmal in kurzem und gebieterischem Tone, „in einigen Stunden werden wir im Wigwam eines der großen Häuptlinge der bleichen Gesichter sein; Deine Gegenwart kann Anlaß zu gewissen Scherzen geben, die den Menschen dieses Landes natürlich sind, Du hast mir versprochen, Dich nicht zum Zorne reizen zu lassen, sondern ruhig zu bleiben."

„Massach verspricht es nochmals," antwortete der Wilde.

„Schön!" fuhr der junge Mann fort, „und wenn der Herr mit Dir zufrieden ist, so wird er Dich vielleicht bald wieder in den Wigwam zurückführen, wo Du die Asche Deines Sohnes gelassen hast."

Nachdem der junge Mann diese Worte gesprochen, stieß er seinem Pferde die Sporen in die Seite und sprengte im Galopp weiter.

Der Wandelnde Regen war durch das Versprechen seines Herrn wie vom Donner gerührt worden; sein Blick

erglänzte unter seinen rothen Augenbraunen, ein rauher Schrei entwand sich seiner Brust und nach einigen Augenblicken des Zögerns setzte er sein Pferd ebenfalls in Galopp und verschwand.

Massach besaß, trotzdem daß er eine Rothhaut war, nicht gerade alle Instinkte der Wilden und nur weil Andere es thaten und durchaus nicht mit besonderer Vorliebe hatte er zuweilen Menschenfleisch gegessen. Er war in der Regel ruhig und sanft, und sein Zorn mußte sehr groß sein, wenn er sich auf seinem Gesichte verrathen sollte.

Blos in diesem letztern Falle war Massach wirklich gefährlich.

Seine Wangen verloren plötzlich ihre rothe Farbe und wurden bleich; seine Zähne bissen auf die Lippen und eine Art von Schluchzen bewegte seine Brust.

Das war Alles!

Aber in solchen Augenblicken würde Massach selbst seinen Herrn getödtet haben.

Der junge Cavalier kannte diese Charaktereigenthümlichkeit des Wilden sehr wohl, und hatte daher klüglich gesucht, ihn auf die Neugier gefaßt zu machen, deren Gegenstand er in Chantilly sicherlich werden mußte. Er fürchtete, daß Massach sich zur Hitze hinreißen ließe und dann irgend ein Unglück geschehen könne, aber er rechnete darauf, daß in diesem Falle seine Autorität hinreichen

würde, um ihn zur Mäßigung und zur Beobachtung gewisser Regeln des Anstands zu bewegen, die an den Gestaden der großen Flüsse nicht bekannt waren.

Als der Tag aber zu Ende ging, kamen sie in Chantilly an.

Die zu dem morgenden Feste eingeladenen Personen befanden sich größtentheils auf dem Schlosse; eine zahlreiche Dienerschaft harrte auf dem Hofe desselben.

Der Wandelnde Regen und sein Herr wurden sogleich als ganz besonders ausgezeichnete Gäste empfangen und sobald sie von den Pferden gestiegen waren, führte man sie in ein Gemach, welches zu ihrer Aufnahme vorgerichtet worden war.

Massach war ernst und schweigsam, wie sein Herr es ihm empfohlen hatte und achtete nicht einmal auf diejenigen, die ihn einen Augenblick lang neugierig umschwärmten. Er durchschritt die geschlossenen Reihen der Diener, ohne rechts oder links zu blicken und kam an die Thür der Zimmer des Erdgeschosses. Sein Herr war ihm schon vorausgeschritten und er beeilte sich, ihn einzuholen.

Indessen, in dem Augenblicke, wo er die Schwelle der Thür überschreiten wollte, hörte er ein lautes Gelächter neben sich und blieb stehen.

„Bei allen Grafen von Bergalasse, meinen Ahnen,“

rief der, welcher das unmäßige Gelächter ausgestoßen, „auf meine Ehre, das ist ein merkwürdiges Thier da!“

Der Wandelnde Regen drehte sich schnell um und schleuderte Bergalasse einen wüthenden Blick zu; er erinnerte sich aber noch Zeit genug der Ermahnungen seines Herrn und ging weiter, ohne den Grafen einer Antwort zu würdigen.

Das Gelächter des Grafen von Bergalasse hatte mittlerweile die Heiterkeit der Zuschauer erregt und er blieb daher nicht bei dieser einfachen Bemerkung stehen, sondern fuhr vielmehr in demselben Tone fort, so daß einige Minuten lang die ganze Dienerschaft des Schlosses durch die Späße des vormaligen Agenten der Republik erheitert ward.

Blos die Ankunft Fouché's konnte diesen Späßen ein Ziel setzen. Sobald Bergalasse den Expolizeimeister erkannte, ging er auf ihn zu und diese beiden Männer entfernten sich zusammen.

Das Schloß Chantilly war von dem Erdgeschoß bis unter das Dach hinauf bewohnt. Man hatte blos als gemeinschaftliche Piecen zwei unermeßliche Empfangssäle reservirt, die in der ersten Etage sich befanden. Der Speisesaal war, dieses Umstands wegen, in dem Rundtheile der Ställe des Prinzen von Condé hergerichtet worden.

Es war auf allen Seiten eine Bewegung, ein Le-

ben, eine Verwirrung, die etwas wirklich Reizendes hatte. Die tollste Heiterkeit herrschte auf allen Seiten; die verschiedensten Livréen kamen und gingen auf allen Punkten, in den Höfen und stiegen die breiten Marmortreppen hinauf und hinunter; das Schloß glänzte von Lichtern und die gedrängt vollen Säle füllten sich immer noch mehr mit liebenswürdigen Frauen, jungen enthusiastischen Männern und geistreichen Greisen.

Es war fast wie beim Thurmbau zu Babel, die Verwirrung der Sprachen abgerechnet!

In der That hatten auch Alle für den Augenblick nur ein Interesse, nur einen Wunsch, nur einen Ehrgeiz — das Vergnügen!

Das Vergnügen leichtfertiger Plaudereien, gewandter Intriguen, süßer Unterhaltung — ein Vergnügen, welches den Geist betäubt, aber kaum das Herz berührt — die Religion der Sinne!

Man hätte diese Versammlung fast für einen Liebeshof halten können, wenn man sich in die glückliche Zeit des Mittelalters zurückversetzt hätte glauben können!

Plötzlich aber, als ob ein geheimnißvoller Zauberer das Schloß mit seinem magischen Stabe berührt hätte, löschten alle Lichter vom Erdgeschoß an bis in die höchsten Etagen hinauf aus und die Menge der Eingeladenen stürzte sich nach den Empfangssälen, welche allein noch in dem Glanze ihrer tausend Kerzen strahlten.

Ein Courier des Hofes war so eben in gestrecktem Galopp im Schloßhofe angekommen, und man versicherte, daß er Depeschen von der höchsten Wichtigkeit überbracht habe.

Das war ein Ereigniß!

Weigerten sich vielleicht die Alliirten das Land zu räumen? Fünfhundert Degen würden an diesem Orte des Vergnügens mit einem Male aus der Scheide gefahren sein, um sie dazu zu zwingen.

Hatte das neue Ministerium einen Stoß bekommen? Wurden vielleicht die Unruhen im Süden wieder ernsthaft? War der König krank? War Napoleon von St. Helena zurückgekehrt?

Tausend Vermuthungen waren möglich; Jeder kam mit zwanzig Fragen auf den Lippen, aber Niemand konnte sie beantworten. — Die Säle waren bald von einer neugierigen Menge gefüllt, und man bildete einen Kreis um den Herzog von Bourbon, welcher, eine voluminöse Depesche in der Hand haltend, in der Mitte stand. —

Jeder hatte indessen schnell einen Platz einzunehmen gesucht, ohne sich viel um den Rang zu bekümmern, der ihm zukam. Herr von Talleyrand stand neben dem Vicomte de Chadeul und dem Baron de Chaulieu; Fouché neben dem Grafen von Artois; die Baronin de Chevreuse von dem Herrn Massachs; weiterhin bemerkte man

die Marquise de Prestes, die Fürstin von Neufchatel, die Gräfin de Nacré und die Baronin de Feuchères, welche der Prinz von Condé in London bemerkt und die er zu seiner Vertrauten gemacht.

Man sagte ganz leise, daß die Baronin in London das Gewerbe einer Austernhändlerin getrieben, aber man sagte es ganz leise!

Mittlerweile machte das Wort Testament einen Augenblick lang die Runde unter dieser aufgeregten Menge. Was war das für ein Testament? Was sollte Frankreich daraus erfahren? Man wußte noch nichts davon; allmählig stellte sich Ruhe und Schweigen wieder her und der Herzog von Bourbon konnte endlich das Wort nehmen:

„Meine Herren," sagte er, sich leicht verbeugend, „der König hat geruht, mir eine Entdeckung mitzutheilen, die so eben in Bezug auf das größte, durch die Republik begangene Verbrechen gemacht worden ist. Es handelt sich um das Testament der Königin Marie Antoinette von Oesterreich."

Bei diesem Namen durchlief ein sonderbarer Schauer die ganze Versammlung und die Reihen schlossen sich wie instinktmäßig dichter.

Der junge Mann, welcher sich hinter der Baronin de Chevreuse befand, hob schnell den Kopf empor und sein Auge blitzte.

Alle Welt horchte.

„Dieses Testament," fuhr der Herzog von Bourbon fort, „ist heute in der Deputirtenkammer vorgelesen worden und hat daselbst die lebhafteste Sensation erregt! Der König hat es auch unverweilt zur Kenntniß seines lieben Adels bringen wollen und beauftragt mich, es Ihnen vorzulesen."

Der Herzog von Bourbon schlug nun die Depesche, welche er in der Hand hielt, auf und las unter dem lautlosen Schweigen der zahlreichen Versammlung Folgendes:

Testament der Königin Marie Antoinette.

„An Euch, meine theure Schwester, schreibe ich zum letzten Male. Ich bin so eben verurtheilt worden, nicht zu einem schimpflichen Tode, denn einen solchen giebt es nur für Verbrecher, sondern mich wieder mit Eurem Bruder zu vereinigen.

„Unschuldig wie er, hoffe ich dieselbe Festigkeit zu zeigen wie er, in seinen letzten Augenblicken."

„Ich bin ruhig, wie man es ist, wenn das Gewissen keine Vorwürfe macht.

„Ich bin tief bekümmert, meine armen Kinder verlassen zu müssen — Ihr wißt, daß ich nur für diese lebte. — Und Euch, meine gute, zärtliche Schwester, die

Ihr aus Freundschaft Alles geopfert habt, um bei uns sein zu können, in welcher Lage lasse ich Euch zurück!

„Ich habe aus dem Gange der Prozeßverhandlungen erfahren, daß meine Tochter von Euch getrennt worden ist. Ach! das arme Kind! ich wage nicht, an sie zu schreiben; sie würde meinen Brief doch nicht erhalten. Ich weiß nicht einmal, ob dieser Euch zugehen wird.

„Empfangt für sie beide hier meinen Segen. Ich hoffe, daß sie dereinst, wenn sie größer sind, sich wieder mit Euch vereinigen und Eure zärtliche Fürsorge in ihrem ganzen Umfange genießen können.

„Sie mögen bedenken, daß ich nie aufgehört habe, ihnen einzuprägen, daß die strenge Erfüllung der Pflichten die erste Basis des Lebens ist; daß ihre Freundschaft und ihr wechselseitiges Vertrauen das Glück desselben ausmachen werden.

„Meine Tochter fühle, daß sie in ihrem gegenwärtigen Alter ihren Bruder stets durch die Rathschläge unterstützen muß, welche ihre reifere Erfahrung und ihre Freundschaft für ihn ihr einflößen werden.

„Mein Sohn seinerseits leiste seiner Schwester alle Dienste, welche die Freundschaft ihm eingeben kann; sie mögen beide fühlen, daß sie, in welcher Lage sie sich auch befinden mögen, nur durch ihre Vereinigung wahrhaft glücklich sein können.

„Sie mögen sich uns zum Beispiel nehmen; wie

viele Tröstungen hat uns die Freundschaft in unserm Unglücke verschafft! Und im Glücke genießt man doppelt, wenn man es mit einem Freunde theilen kann und wo wollte man einen zärtlicheren und theureren finden, als in der eigenen Familie?

„Mein Sohn vergesse niemals die letzten Worte seines Vaters, welche ich ihm ausdrücklich wiederhole: daß er niemals unsern Tod zu rächen suche!

„Ich habe nun noch von einer Sache zu sprechen, welche meinem Herzen sehr schmerzlich ist. Ich weiß, wie viel Mühe dieses Kind Euch gemacht haben muß. Verzeihet ihm, meine theure Schwester, bedenket sein Alter und wie leicht es ist, ein Kind etwas sagen zu lassen was man will und selbst das, was es nicht versteht. Ich hoffe, es wird ein Tag kommen, wo es den Werth Eurer Güte und Eurer Zärtlichkeit für beide nur um so besser einsehen wird.

„Es bleibt mir nun noch übrig, Euch meine letzten Gedanken anzuvertrauen. Ich hätte sie gern schon beim Anfang des Prozesses niedergeschrieben, aber abgesehen davon, daß man mich nicht schreiben ließ, ist der Gang desselben so rasch gewesen, daß ich wirklich nicht die Zeit dazu gehabt haben würde.

„Ich sterbe in der katholischen, römisch-apostolischen Religion, in der meiner Väter, in der, in welcher ich erzogen worden und welche ich immer bekannt habe. Ich

habe keinen geistlichen Trost zu erwarten, denn ich weiß nicht, ob noch Priester dieser Religion hier vorhanden sind und selbst der Ort, wo ich bin, würde sie zu vielen Gefahren aussetzen, auch wenn sie zu mir gelangen könnten.

„Ich bitte Gott aufrichtig um Verzeihung für alle Fehler, welche ich in meinem Leben begangen habe. Ich hoffe, daß er, in seiner Güte, meine letzten Wünsche wohl aufnehmen wird, eben so wie die, welche ich seit langer Zeit hege, nämlich, daß er meine Seele in seiner Güte und Barmherzigkeit empfange.

„Ich bitte Alle, die ich kenne, und Euch, meine Schwester, ganz besonders um Verzeihung für alle Mühen und Unannehmlichkeiten, die ich, ohne es zu wollen, Euch verursacht habe.

„Ich verzeihe allen meinen Feinden das Böse, welches sie mir zugefügt haben!

„Ich sage meinen Tanten und allen meinen Brüdern und Schwestern inniges Lebewohl!

„Ich hatte Freunde — der Gedanke, auf ewig von ihnen und ihren Leiden getrennt zu sein, ist eins der tiefsten Bekümmernisse, welche ich mit in's Grab nehme. Sie mögen wenigstens wissen, daß ich bis zu meinem letzten Augenblicke an sie gedacht habe.

„Adieu, meine gute und zärtliche Schwester — möge dieser Brief Euch zugehen. Denket immer an mich,

ich umarme Euch von ganzem Herzen, eben so wie meine armen, theuren Kinder. Mein Gott, wie herzzerreißend ist es, sie auf immer verlassen zu müssen!

„Adieu! adieu! ich werde mich von nun blos mit meinen geistlichen Pflichten beschäftigen. Da ich in meinen Handlungen nicht frei bin, so wird man mir vielleicht einen — Priester zuführen, aber ich betheure ihm, daß ich mit ihm kein Wort sprechen, sondern ihn als einen Fremdling behandeln werde."

Der Eindruck, den die Vorlesung dieses Documentes hervorbrachte, ist unmöglich zu schildern; Alle waren tief ergriffen und bis zu Thränen gerührt.

Derjenige aber, den dieses Testament am meisten betroffen zu machen schien, war ohne Zweifel Massachs Herr — gleich bei den ersten Worten, welche der Herzog aussprach, war seine Aufmerksamkeit erweckt worden; er hatte begierig die Vorlesung angehört und seine beiden Arme hatten sich über die Brust gekreuzt, wie um das Klopfen derselben zurückzudrängen.

Später, so wie der Herzog in seinem Vortrage weiter kam, ward sein Gesicht bleicher, ein noch bleicherer Funke glänzte in seinen Augen und seine Brust hob sich schwer und mühsam athmend.

Endlich, als der Herzog an die Stelle kam: „Mein Sohn vergesse niemals die letzten Worte seines Vaters, welche ich ihm ausdrücklich wiederhole: daß er

niemals unsern Tod zu rächen suche!" da brach die lange unterdrückte Bewegung in lautes Schluchzen aus; er sank auf seinen Stuhl nieder und bedeckte das Gesicht verzweifelnd mit den Händen.

„O meine Mutter! meine Mutter!" sagte er mit von Thränen erstickter Stimme.

Die Aufmerksamkeit der Personen, welche ihn umgaben, war zu lebhaft von einer andern Seite in Anspruch genommen, als daß man auf ihn geachtet hätte; die Baronin de Chevreuse war die einzige, welche ihn hörte.

Sie drehte sich erstaunt um und sah ihn an.

In dem ersten Augenblicke jedoch suchte die Baronin vergebens nach einem Aufschlusse über diesen Schmerz, der so tief empfunden zu werden schien. Das Gesicht dieses jungen Mannes war ihr vollkommen unbekannt; sie hatte ihn niemals, weder am Hofe noch in den Salons der Hauptstadt gesehen. Es war das erste Mal, daß sie ihn mitten unter diesem Adel bemerkte, dessen Berühmtheiten sie sämmtlich kannte. — Wer konnte daher dieser Mann sein, der Zutritt in diese Versammlung erhalten, in welcher die ersten Namen Frankreichs figurirten.

Die Baronin sann nach!

Und dann, als ob dieses Nachdenken sie plötzlich

auf schon lange vergessene Erinnerungen geführt hätte, als ob der Schleier, der ihr die Vergangenheit entzog, plötzlich zerrissen wäre, erglänzte ihr Blick, ihre Lippen öffneten sich und sie streckte ihre beiden Hände dem jungen Manne entgegen.

Doch hielt sie diese erste Bewegung eines unvorsichtigen Sichgehenlassens noch zur rechten Zeit zurück; sie warf einen raschen Blick um sich und nachdem sie sich überzeugt, daß Niemand sie bemerke, sagte sie mit leiser Stimme zu ihrem geheimnißvollen Nachbar:

„Nehmt Euch in Acht, Herr von Naundorf, es giebt hier Leute, welche Euch in's Auge fassen."

Der junge Mann, der in der That kein anderer war, als der Herzog von Naundorf, richtete den Kopf empor und schien die Baronin zu fragen.

„Morgen," setzte sie hinzu, „in dem Walde von Chantilly, Alleé de Condé, habe ich mit Euch zu sprechen!"

„Aber wer seid Ihr denn, Madame, daß Ihr mir ein so wohlwollendes Interesse bezeigt!" rief der Herzog höchst erstaunt.

Die Baronin lächelte und legte einen Finger auf den Mund.

„Gedenkt an Mitau, Monseigneur," antwortete sie,

„und auch ein wenig an die Tochter des Fürsten Hartzoff.“

„Laïs?“ fragte der Herzog.

„Jetzt die Baronin de Chevreuse!“ antwortete die junge Frau.

Zwölftes Kapitel.

Die Jagd.

Wer gedächte nicht gern jener glorreichen Tage, wo das mittelalterliche Frankreich sich mit fliegendem Banner auf die Schlachtfelder begab, die poetische Eroberungssucht bis nach Palästina trug und bei den Festlichkeiten der Waffenspiele stets den ersten Rang einnahm.

Nichts vermöchte den malerischen Zauber zu schildern, den damals gewisse Schlösser am Vorabend eines Abmarsches nach dem gelobten Lande oder zu einem fernen Turnier darboten. Hier sah man in Eisen gehüllte Wachen mit langen Partisanen bewaffnet; dort stolze Barone auf ihren Streitrossen mit dem im Winde wehenden Helmbusch; weiterhin Pagen in Seide und Gold, die schön geschmückten Pferde haltend, Ritter, welche ihre silbernen Sporen anschnallten, Reisige, Diener, Knechte — alles Dies mit dem Getöse der Stimmen und Schmettern der Trompeten

gemischt und von den glänzenden Strahlen der Sonne beleuchtet.

Wenn man an alle diese unter dem Staube der Vergangenheit entschwundenen Dinge denkt, wenn man einen Blick auf die civilisirte Gesellschaft unserer Zeit wirft, wenn die durch die Träume eines andern Zeitalters berauschte Seele sich in die Erinnerung an jene heroischen Zeiten taucht — ist es dann nicht erlaubt, ein Wort der Wehmuth und der Trauer zu verlieren?

Am Morgen nach dem Tage, wo der im vorigen Kapitel erzählte Auftritt stattgefunden, bot Chantilly einen Augenblick lang gleichsam einen Abglanz jener ritterlichen Zeiten dar.

Sobald als die ersten Strahlen der Sonne den Horizont vergoldeten, schien das Schloß aus seinem Schlafe aufzuwachen und Lärm und Getöse erscholl von tausend Seiten zugleich.

Das Horn ließ sich hören, die Hunde bellten, die Jäger des Prinzen von Condé füllten die Jagd und eine ungewöhnliche Bewegung verbreitete sich nach allen Seiten hin.

Wie am Tage vorher war der Himmel zauberhaft rein und versprach einen herrlichen Tag.

Schon war Alles mit bewunderungswürdiger Kunst in Bereitschaft gesetzt; die paarweise angebundenen Hunde bellten draußen, die Pferde wieherten und schlugen die

Steinplatten ungeduldig mit den Hufen, die Jäger kamen und gingen, gaben und empfingen Befehle und machten Alles zum Aufbruche geschickt.

Selbst die Frauen, die großen Damen des Hofes, hatten sich ungeachtet der frühen Stunde muthig dem süßen Schlafe entrissen, und waren alle zugegen.

Endlich erscholl eine letzte Fanfare von dreißig Hörnern geblasen und nachdem der Herzog von Bourbon erschienen, brach Alles auf und schlug die Richtung nach dem Walde ein.

Wir werden, wenigstens vor der Hand, die Jagd ihren vorgezeichneten Weg verfolgen lassen und uns wieder zu den Personen unserer Geschichte wenden, welche den Leser auf das Lebhafteste interessiren müssen!

Uebrigens waren die jungen Leute, die wir nach Chantilly haben kommen sehen, nicht blos durch den Reiz der Jagd dahin gelockt worden und es ist vielleicht wichtig zu wissen, welcher anderweite Antrieb dabei obgewaltet hatte.

Als die Jäger sich also nach allen Richtungen hin zerstreut hatten, um die verschiedenen Standpunkte zu gewinnen, die ihnen angewiesen worden, theilte sich die Mehrzahl der Herren natürlich in verschiedene Gruppen und jede Gruppe begab sich in eine Allee des Gehölzes.

Die Kaleschen der Hofdamen folgten, umgeben von einem glänzenden Geleit von Anbetern und dienenden Rittern.

Wir brauchen nicht zu sagen, daß der Wagen der Frau Baronin von Chevreuse die stärkste Begleitung hatte; wir wollen blos hinzufügen, daß unter den zahlreichen Edelleuten, welche ihr folgten, der Vicomte de Chadeuil und der Baron de Chaulieu das meiste Gehör zu finden schien.

Indessen, so wie der Wagen weiter fuhr, zerstreuten sich die jungen Leute, welche unter die hoffnungslosen Anbeter gehörten, allmählig, so daß in dem Augenblicke, wo der Wald einsamer ward, Laïs bemerkte, daß sie Niemanden mehr neben sich hatte als den Vicomte und den Baron.

Laïs war die Erste, welche über diese eigenthümliche Desertion lachte.

„Seht, Messieurs!“ sagte sie zu ihren beiden treugebliebenen Rittern in heiterm Tone, „seht, mein Hof hat mich verlassen und vielleicht gerade in dem Augenblicke, welcher der kritischste ist.“

„Glücklicherweise,“ entgegnete der Baron de Chaulieu, „ist der Wald sicher und wir haben nichts mehr von den Zaubereien eines neuen Merlin zu fürchten.“

„Ein neuer Merlin würde mich weiter nicht sehr erschrecken,“ sagte die Baronin, „aber ich fürchte mehr.“

„Was kann man in Chantilly fürchten?“ fragte der Graf.

„Die Kosaken.“

„Und warum denn?“

„Weil ich sie in meiner Eigenschaft als Russin kenne.“

„Wohlan, Madame,“ setzte Chadeul hinzu, „wenn Euer gewöhnlicher Hof Euch auch verlassen hat, so bleiben Euch doch der Baron und ich. Es ist mir sogar etwas nicht lieb.“

„Und was denn?“ fragte Laïs gleichgiltig.

„Daß der Baron es nicht angemessen gefunden hat, dem Beispiele Eures Hofes zu folgen, um mir das Glück eines tête-à-tête zu lassen.“

„Ich möchte wissen, was Euch diesen Morgen so impertinent macht, Herr de Chadeul,“ sagte die Baronin, indem sie mit der kleinen Reitgerte spielte, welche sie in der Hand hielt.

„Ich weiß es,“ unterbrach sie Chaulieu.

„Und das ist?“

„Die Nachsicht, die Ihr mit ihm habt.“

„Habe ich denn für den Herrn Vicomte mehr Nachsicht, als für den Baron?“

„Für mich!“ rief Chaulieu in leidlich dramatischem Tone; „gegen mich, Madame, seid Ihr stets unerbittlich. Ihr lacht über meine Qual, und die Leiden, welche ich dulde, sind für Euch nichts als ein grausames Spiel!“

Die Baronin antwortete auf diese groteske Erklärung durch eine Anwandlung lauter Heiterkeit, welche der Vicomte de Chadeul nicht umhin konnte zu theilen.

„Wohlan!“ sagte die Baronin, indem sie mit der Spitze ihrer Reitgerte auf die Kissen ihres Wagens schlug, „ich will heute weniger grausam sein als ich es bis jetzt gewesen bin, ich schicke Euch fort.“

„Wie!“ riefen gleichzeitig die beiden Edelleute, wiewohl in ganz verschiedenem Tone.

„Ja, ich schicke Euch fort, Baron,“ fuhr Laïs mit einem feinen Lächeln auf den Lippen fort, „aber um die Strenge dieses Urtheils zu mildern, werde ich Euch einen Unglücksgefährten geben.“

„Was soll das heißen?“ fragte Chadeul.

„Das heißt, Vicomte, daß ich, um Euch für Eure Impertinenz zu strafen und um Euch zu veranlassen, ein wenig an der Fortdauer meiner Nachsicht zu zweifeln, Euch verurtheile, Euch zu entfernen.“

Diesmal war es an Chaulieu, ein triumphirendes Antlitz zu zeigen.

Chadeul war mittlerweile traurig geworden; bei dem letzten Worte der Baronin warf er ihr einen Blick sanften Vorwurfs zu und schüttelte traurig den Kopf.

„Wenn das ein Scherz ist, Madame,“ sagte er mit einer Stimme, deren Bewegung er nicht zu verhehlen suchte, „so laßt ihn nicht zu lange dauern.“

Laïs schien von dem Tone, in welchem diese Worte gesprochen wurden, gerührt zu werden und reichte dem Vicomte die beschuhete Hand.

„Ich hoffe," sagte sie, „daß Herr von Chadeul mir nicht grollen, sondern heute Abend die Erklärungen anhören wird, die ich ihm zu geben habe."

Laïs begleitete diese Einladung mit einem zärtlichen Lächeln; der Vicomte de Chadeul küßte und drückte die dargebotene Hand und entfernte sich mit heiterm Blicke. Er trug den Himmel im Herzen.

Der Baron de Chaulieu hatte nicht gerade denselben Grund zur Freude, aber er war ein leichtsinniger Geist und sobald er nur ein Publikum nach seinem Geschmack fand, so war er schon zufrieden.

Laïs blieb also allein.

Sie befahl ihrem Kutscher, im Schritt nach der Allee de Condé zu fahren, hüllte sich frostig in ihren mit Hermelin gefütterten Sammetmantel, schloß die Augen und ließ sich durch die Bewegung des Wagens sanft einwiegen.

Mittlerweile hatte sich der Herzog von Naundorf einige Zeit nach der in Chantilly versammelten Gesellschaft hinwegbegeben und von seinem treuen Massach begleitet, die Richtung nach der Allee de Condé eingeschlagen.

Der Herzog hatte in Folge einiger Worte, die er mit Laïs gewechselt, eine sehr schlimme Nacht zugebracht.

Diese unerwartete Begegnung hatte ihn plötzlich mitten unter den ernsten Gedanken seines reifen Alters überrascht und ihm alle Erinnerungen seiner sorglosen Jugend in's Gedächtniß zurückgerufen.

Er kannte sie damals noch nicht.

Er fing erst an zu leben, er wandelte durch die Welt, wie der Reisende, der zum ersten Male in die Urwälder Amerika's dringt — sein Herz war geneigt, Alles zu bewundern; die Schauspiele der Natur bezauberten ihn, eine Art göttlichen Rausches erleuchtete seine Seele!

So war er nach Mitau gekommen!

Diese Stadt rief ihm gleichzeitig seine erste Freundschaft und seine erste Liebe zurück!

Chadeul! Georgele!

Chadeul, der erste Mensch, dessen Hand er mit heiliger Zuneigung drückte — Georgele, das erste weibliche Wesen, in dessen Augen er eine zärtliche Anhänglichkeit und Hingebung las.

Diese beiden Bilder waren ihm seitdem überall hin gefolgt; sie hatten sich tief in sein Herz eingegraben und er trug sie überall mit sich. Und wie lächelte er ihnen zu, wie liebte er sie. Am Tage erheiterten diese Bilder der Vergangenheit seine bittere Einsamkeit, in der Nacht verschönten sie seinen Schlaf — es war gleichsam eine Welt der herrlichsten Empfindungen, welche ihn in der wirklichen Welt begleitete, die er durchwandelte.

Die Begegnung mit Laïs hatte ihn gewaltig aufgeregt; er hatte während dieser schlaflosen Nacht viele Thränen vergossen und als der Tag erschien, saß er immer noch,

den Kopf in die Hand und den Ellnbogen auf das Kissen gestützt, auf seinem Bette.

Er war immer noch in Betrachtungen versunken!

Er stand schnell auf, denn die wiederholten Hornrufe hatten schon das ganze Schloß aufgeweckt. Als er die Jägerschaar abziehen sah, ging er in den Hof hinunter, ließ sein Pferd satteln und entfernte sich ebenfalls. Anstatt aber, wie wir schon gesagt haben, der Jagd zu folgen, hatte er die Richtung nach der Allee de Condé eingeschlagen.

Die Bäume waren noch gänzlich ihres Blätterschmuckes beraubt; der Wald gewährte einen traurigen Anblick, der die Melancholie des jungen Mannes noch vermehrte.

Der Herzog ließ die Zügel auf dem Halse seines Pferdes ruhen und folgte langsam dem Wege, welchen man ihm angedeutet.

Massach kam unmittelbar hinter ihm und schien sich nicht viel mehr als sein Herr mit den Gegenständen, die ihn umgaben, zu beschäftigen.

Der Weg, dem sie folgten, war übrigens sehr wenig besucht — nur von Zeit zu Zeit sah man an den Punkten, wo die Allee durchschnitten ward, einige verspätete Jäger, die sich in aller Eile auf ihre Posten begaben, und zuweilen hörte man den schwachen Hall entfernter Fanfaren — aber das war auch Alles! Nichts

störte die ruhige Einsamkeit des Waldes und man hätte sich sehr gern weit entfernt von Chantilly glauben können.

Der Herzog erinnerte sich des Parks des Fürsten Hartzoff.

Massach dachte an die unermeßlichen Wälder des Ohio.

So ritten sie eine Stunde, einer hinter dem andern, ohne ein einziges Wort zu wechseln, bis zu dem Augenblicke, wo der Herzog am Ende der Allee einen Wagen bemerkte, dessen Form und Livree er sofort erkannte.

Es war der Wagen der Baronin de Chevreuse.

Er gab Massach ein Zeichen, den Schritt seines Pferdes zu mäßigen und nachdem er den Gang des seinigen dagegen beschleunigt, hatte er bald die junge Frau eingeholt, welche ihn hierher beschieden.

Laïs empfing ihn wie einen Freund; sie reichte ihm die Hand, welche der Herzog ehrerbietig küßte und ging fast sogleich auf das eigentliche Thema über.

„Unsre Begegnung, mein lieber Herzog, in den Salons des Prinzen von Condé," sagte sie, „ist ein eigenthümliches Zusammentreffen — wißt Ihr, daß in allen diesen die Hand Gottes waltet?"

„Ich glaube es, Madame," antwortete der Herzog, „und ich versichere Euch, daß ich mit der lebhaftesten Freude das Bild lebend wiedergefunden habe, welches ich von Mitau mit hinweggenommen!"

„Ach, seit jener Zeit hat sich so Manches ereignet,"

uhr Laïs fort, „ich glaubte Euch auf dem Throne wiederzufinden.“

„Aber Ihr selbst, Madame,“ sagte der Herzog, ohne auf die Andeutung der Baronin zu antworten, „habt in Eurer Stellung so manchen Wechsel erfahren — Euer Vater —“

„Mein Vater ist todt; der Gatte, den er mir gegeben, ist ebenfalls gestorben; ich stehe allein auf der Welt und ich sage es Euch offen, das Leben, welches ich jetzt führe, ist mir oft schon sehr elend und traurig vorgekommen.“

„Wirklich, aber ich erkannte Euch kaum, Euch, die ich so heiter, so glücklich gesehen.“

„Ach, wenn Ihr wüßtet, mein lieber Herzog,“ unterbrach ihn die Baronin mit einem Seufzer, „doch ich werde Euch dies Alles einmal in Paris erzählen, wo Ihr mich doch jedenfalls besuchen werdet, nicht wahr? Ich sehe viel Gesellschaft bei mir — der ganze Adel besucht meine Salons, Ihr werdet daselbst junge Herren, junge Frauen treffen.“

„Schön, wie Ihr seid, Madame, müßt Ihr von Anbetern umringt sein, die Euch eifrigst den Hof machen.“

„Das ist wahr.“

„Und Ihr habt nicht die Absicht, die zerrissenen Bande wieder zu knüpfen?“

„Nein, Herr Herzog.“

„Ihr seid glücklich?"

„Zuweilen."

„Und Ihr betrauert nicht die Vergangenheit?"

„O ja, oft."

„Auch ich habe in diesen zehn Jahren sehr oft an Mitau gedacht."

„Ihr habt weite Reisen gemacht?"

„Ja, viele."

„Und in welchen Welttheilen?"

„O, ich habe meine Langweile und meine Traurigkeit fast überall herumgetragen; ich habe Afrika, Asien, Amerika gesehen."

„So weit?" sagte die Baronin.

„Aus diesem letztern Lande," fügte der Herzog hinzu, „habe ich den Farbigen mitgebracht, der mir folgt."

„Ein abscheulicher Mensch!" sagte Laïs mit Ekel.

„Ein sehr treuer, guter Mensch," entgegnete der Herzog, „den ich einmal dem Tode entrissen und der mir seitdem schon zwanzigmal das Leben gerettet hat."

„Und sagt mir, Herr Herzog, habt Ihr seit Eurer Rückkehr nach Europa niemals einer Person wieder begegnet —"

„Welcher denn?"

„Einer Person, die Ihr in Rußland gekannt habt."

„Einer Dame?"

„Ja wohl."

„Georgele vielleicht?"

„Ihr habt es errathen."

Es trat ein Schweigen ein; der Herzog war bleich geworden und die Baronin beobachtete ihn mit ganz besonderer Aufmerksamkeit.

„Ihr erinnert mich," sagte der Herzog von Naundorf nach einigem Zögern, „an eine Person, deren Andenken mich seit meiner Abreise aus Rußland auch nicht einen Augenblick verlassen hat und deren Bild ich wider meinen Willen tief in meinem Herzen eingegraben trage."

„Ach, Ihr liebtet sie, Monseigneur."

„Ob es Liebe ist, das weiß ich nicht — aber was ich weiß, ist, daß ich die Hälfte meines Lebens darum geben würde, wenn ich sie noch einmal sehen könnte, wäre es auch nur auf einen Augenblick."

„Wohlan, Herr Herzog, dies ist ein Glück, welches Ihr mir vielleicht verdanken werdet, aber ohne daß es Euch so viel kosten soll."

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Ich weiß, wo Georgele sich befindet."

„In Mitau?"

„O nein, weit näher."

„In Paris?"

„Ganz recht, in Paris, gnädiger Herr."

Naundorf legte seine beiden Hände auf's Herz, um das Klopfen desselben zu beschwichtigen.

„Ist es möglich!“ rief er, „ich könnte sie morgen — diesen Abend vielleicht sehen — ach, redet, redet, verschweigt mir nichts.“

„Wir werden dies Alles besprechen,“ sagte Laïs mit einem Lächeln; „morgen werden wir uns wieder in Paris befinden, morgen Abend könnt Ihr zu mir kommen und sollt dann Alles erfahren, was Georgelen betrifft.“

„Ihr versprecht mir das?“

„Ich verspreche es.“

Und dann, wie von einem plötzlichen Gedanken bewegt, berührte die Baronin ihre Stirn mit der Spitze ihres Fingers.

„Da fällt mir ein,“ sagte sie mit heiterm Blicke, „der Vicomte de Chadeul ist hier; Ihr kennt ihn.“

„Der Vicomte de Chadeul,“ antwortete der Herzog kalt.

„Er war Euer Freund.“

„Allerdings.“

„Würde es Euch kein Vergnügen machen, ihm wieder zu begegnen, ihm die Hand zu drücken? Ich seheihn oft.“

„Der Vicomte de Chadeul“ wiederholte der Herzog, „ja, dieser Mann erinnert mich auch an das glückliche Jahr meines Lebens, welches ich in Mitau verlebt.“

„Er ist in Paris?“

„Wünscht Ihr nicht, ihn zu sehen?“ fragte die Baronin, erstaunt über die Kälte des Herzogs.

„Mein Gott, Madame," antwortete Naundorf, „beurtheilt mich heute nicht zu leicht hin, ich befinde mich, wie Ihr ohne Zweifel wissen werdet, in einer ausnahmsweisen Stellung und bin, ohne Egoist zu sein, gezwungen, allein und abgesondert zu leben."

„O, das thut nichts," fuhr Laïs fort, „der Vicomte de Chadeul ist ein Ehrenmann; er liebt Euch noch, das weiß ich bestimmt; weder Zeit noch Abwesenheit haben Einfluß auf die Freundschaft äußern können, die er Euch gewidmet hat; in einem Herzen, wie das seinige, gräbt jedes Gefühl sich tief ein; ich werde mich davon überzeugen, denn ich will mit ihm von Euch sprechen und zwar ohne Verzug."

Während die Baronin sprach, hatte Naundorf eine ernste Miene angenommen. Ein Kampf ging in seinem Herzen vor sich, und als Laïs die letzten Worte sprach, unterbrach er sie mit beinahe gebieterischer Geberde.

„Hört mich, Madame," sagte er mit ernster Stimme, „Ihr scheint den Vicomte de Chadeul zu kennen und ein wohlwollendes Interesse für ihn zu hegen."

„Ich!" rief die Baronin mit einem allerliebsten Schmollen.

„Sollte ich mich getäuscht haben?"

„Der Vicomte ist einer meiner besten Freunde, aber das ist auch Alles."

„Wie dem auch sein mag,“ fuhr der Herzog fort, „Ihr nehmt Interesse an ihm, nicht wahr?“

„Ohne Zweifel.“

„Sein Leben ist Euch lieb?“

„Ganz gewiß.“

„Dann würdet Ihr Euch betrüben, wenn eine Indiskretion von Eurer Seite ihn in Gefahr brächte?“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ rief die Baronin und ward todtenbleich.

„Wohlan,“ fuhr der Herzog fort, „wenn Ihr wollt, Madame, daß der Vicomte noch lange lebe, um auch noch lange lieben zu können, so saget keinem Menschen ein Wort davon, daß wir einander kennen.“

„Sein Leben ist also bedroht?“

„Noch nicht.“

„Aber es könnte es werden?“

„Vielleicht.“

„O, in allem Diesem liegt ein Geheimniß, welches mich erschreckt, Herr Herzog, erklärt Euch.“

„Weiter kann ich nichts sagen,“ antwortete Naundorf, „ich will nur noch hinzufügen, daß ich wohl einen mächtigen Beweggrund haben muß, um der Freude zu entsagen, ihm in Eurer Gegenwart die Hand zu drücken, und dem Glücke, mich laut seinen Freund zu nennen.“

Die Baronin antwortete nicht, sie hatte sich noch nicht ganz von ihrem Schrecken erholt; ihre Wangen waren

noch bleich, ein Rest von Aufregung zitterte noch in ihrem Herzen.

Der Herzog lächelte.

„Verzeihung, Madame,“ hob er wieder an, indem er einen leichten Ton anzunehmen versuchte, „ich bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich Euch, wiewohl ohne es zu wollen, betrübt habe. Hier sind wir an der Stelle angelangt, wo die Jagd sich versammeln soll; ich sehe schon einige Eurer Freunde, erlaubt mir daher, mich zu entfernen.“

„Werde ich Euch bald wiedersehen, Herr Herzog?“ fragte Laïs noch bewegt.

„Morgen, Madame.“

„Das ist recht,“ sagte die Baronin, „ich habe Euch Mittheilungen über Georgelen zu machen.“

Der Herzog grüßte und wollte sich entfernen, aber schon war eine kleine Gruppe junger Herren, unter welchen sich der Vicomte de Chadeul befand, ziemlich nahe herangekommen und es war ihm nicht mehr möglich, sich zu entfernen, wenn er nicht die schöne Witwe compromittiren wollte. — Er blieb daher.

Als Alle sich um den Wagen der schönen Baronin versammelt hatten, nahm die Letztere das Wort und sagte, indem sie auf die Person zeigte, welche sich ihr am nächsten befand:

„Mein Herr Herzog“ — hier wendete sie sich gegen

Naundorf — „ich habe die Ehre, Euch den Vicomte de Chadeul vorzustellen.“

Dann wendete sie sich zu dem Vicomte.

„Der Herr Herzog von Naundorf!“ sagte sie, indem sie ihn diesem Letztern vorstellte.

Dreizehntes Kapitel.

Der Graf von Bergalasse kommt wieder zum Vorschein.

Die beiden Herren grüßten einander kalt und man hätte nicht geglaubt, daß sie einander schon früher gekannt hätten.

Der Wagen setzte hierauf seinen Weg fort.

Während die in dem vorigen Kapitel erzählten Ereignisse vor sich gingen, ritt ein Mann ruhig nach dem in entgegengesetzter Richtung liegenden Theile des Waldes hin.

Er ritt ein prächtiges Miethpferd, auf welchem er sich hielt, wie nur ein echter Edelmann es konnte.

Dieser Mann trug gewöhnliche Civilkleidung und sang während seines Rittes gewisse, damals im Schwunge gehende Liedchen.

Diese Liedchen waren, je nach dem Gefühl, welches ihn ganz besonders beseelte, verschieden.

Er war ein Mann von mittlerem Wuchse und es wäre fast unmöglich gewesen, aus seinem Gesicht auf irgend ein Alter zu schließen. War er fünfzig oder war er sechzig Jahr? Das war ein Räthsel. Seine Haare waren grau. Einige Falten durchfurchten seine Wangen, aber es lag noch so viel Frische in seinen Bewegungen, so viel Kraft in seiner Haltung, sein Auge war so lebendig und auf seiner Stirn thronte eine so unverwüstliche Heiterkeit, daß auch der geübteste Beobachter sein Alter nicht zu ermitteln vermocht hätte.

Er ritt langsam weiter, aber es war offenbar, daß dieser Mann einen Zweck verfolgte und nicht blos die Absicht hatte, spazieren zu reiten und frische Luft zu schöpfen.

Bei jedem Kreuzweg hielt er sein Pferd an, las mit Aufmerksamkeit die verschiedenen Inschriften an den verschiedenen Revierpfählen und setzte sich erst wieder in Bewegung, nachdem er über den Weg, den er einschlagen sollte, reiflich nachgedacht hatte.

Er vertrieb sich, wie wir schon gesagt haben, die Langeweile seiner kleinen Reise durch die Gesänge, welche ihm seine Erinnerungen wechselsweise eingaben. Bald waren es Kriegerlieder, bald elegische, zuweilen auch Bruchstücke aus Opern. Sein Gedächtniß schien an dergleichen Sachen einen unermeßlichen Vorrath zu besitzen.

Der Wald, den er durchritt und der für den Augenblick von der ganzen royalistischen Noblesse besucht war, schien zuerst seinen monarchischen Enthusiasmus zu erwecken und er sang das damals bei den Royalisten so beliebte Lied: „Vive le roi! vive notre bon père!“

Hegte dieser Mensch den Wunsch gehört zu werden, oder wollte er, daß seine Worte durch das Echo zu Ohren getragen würden, welche sich freuten, dieselben zu hören? Wir wissen es nicht, aber die Stimme des Sängers schwoll zuweilen über alle Maßen an, und besonders den Refrain: „Vive le roi!“ schrie er mit einer gewissen Ostentation die Luft hinaus.

Dieser Enthusiasmus schien aber doch durch die frische Morgenluft allmählig abgekühlt zu werden, und indem unser Reiter die Blicke auf dem dichten Walde ruhen ließ, der ihn umgab, schien er sich durch den sanften, wehmüthigen Anblick rühren zu lassen, welchen die Natur in diesem Augenblicke darbot. Nach einem Augenblicke des Schweigens stimmte er, diesmal aber mit beinahe bewegter Stimme, das schöne Liedchen „Il faut partir!“ an.

Er hielt sein Pferd an und schien selbst sich über die Töne und Worte zu freuen, die aus seinem Munde hervorgingen.

Der Theil des Waldes, den er in diesem Augenblicke durchritt, war sehr einsam und man begegnete fast gar Niemandem. Er schien, so wie er weiter kam, immer

dreister zu werden und begann plötzlich sogar mit sehr theatralischem Pathos, dessen sich mancher Schauspieler nicht hätte schämen dürfen, eine Anzahl Strophen aus der Ode „an Se. Kön. Hoheit, den Herrn Grafen von Artois, bei Gelegenheit seiner Reise in den Provinzen, welche der Kriegsschauplatz gewesen," zu deklamiren.

Wir würden uns erlauben, dem Leser diese Strophen mitzutheilen, aber sie waren in Bezug auf Dichtkunst sehr schlecht und übrigens die Gesinnung, welche den Dichter bei Niederschreiben derselben beseelt hatte, nichts weniger als aufrichtig. Wie viele Poëten haben auf diese Weise jede neue Morgenröthe am politischen Himmel begrüßt und ihre Muse an die Macht des Tages verkauft. Welches traurige Verzeichniß könnte man heute von den Namen aller Derer aufsetzen, welche ohne Treue und ohne Scham alle Revolutionen besungen und die Republik mit denselben Liedern begrüßt haben, mit welchen sie das Königthum willkommen hießen! Doch es ist besser, man zieht einen Schleier über dieses verächtliche Gebahren und bemitleidet diese Feiglinge, die nicht einmal die traurige Entschuldigung der Furcht für sich haben.

Mittlerweile hatte der Reiter, der seinen Royalismus so freigebig an alle Echo's verschwendete, auf einer Art Kreuzgang Halt gemacht, der durch mehrere Straßen gebildet ward. Er las die Inschrift eines in der Mitte dieses Platzes aufgerichteten, angestrichenen hölzernen

Pfahles und band sodann, mit dem Resultate dieses Lesens ganz zufrieden, sein Pferd an einen Baum und begann hin und her zu spazieren. Von Zeit zu Zeit sah er sich rechts und links um und fragte mit seinen Blicken alle Alleen, welche in diesem Rundtheile ausmündeten, aber der Gefährte, den er erwartete, schien sich eben nicht zu beeilen, denn es verging auf diese Weise ungefähr eine halbe Stunde, ohne daß seine Einsamkeit durch das Erscheinen eines andern menschlichen Wesens erheitert worden wäre.

„Bei allen Grafen von Bergalasse, meinen Ahnen," rief endlich unser Mann, indem er ungeduldig mit seiner Reitgerte in der Luft herum hieb, „Monseigneur Fouché thut, als wenn er ein Prinz wäre. Er giebt Audienzen mitten in einem Walde, wenigstens eine Stunde von Chantilly entfernt, und erlaubt sich, nicht pünktlich zu sein. — Parbleu, ich hätte fast Lust, ihm einen Possen zu spielen, wenn er vielleicht noch lange auf sich warten läßt."

Der Mann, welcher sich diese Worte entschlüpfen ließ, war kein anderer, als der Graf von Bergalasse, den der Leser gleich zu Anfange unserer Geschichte kennen gelernt hat.

Bergalasse war nicht sehr gealtert. Er war immer noch derselbe Mensch, lebhaft, liebenswürdig, selbst geistreich, und das Leben war für ihn nichts, als ein langer Scherz. Sein ganzer Ehrgeiz bestand darin, an das Ziel

der Reise nicht eher zu gelangen, als nachdem er so viel als möglich gelacht. Es war immer noch dieselbe trockene, egoistische und spöttische Philosophie, die er aus den Werken Voltaire's geschöpft und deren Geist er mit allen seinen eigenen Einfällen vermischte. — Bergalasse war so zu sagen in allen Theilen der besuchten Welt gereis't und trug überall jene herrliche Sorglosigkeit mit sich, welche die Basis seines Charakters war. Das Alter hatte wohl seiner Stirn einige Runzeln aufgeprägt, seinem Herzen aber nicht eine einzige.

Die Heiterkeit war Bergalasse's Gott, und keiner der ernsten Gedanken, die doch zuweilen seine Existenz bewegt hatten, war im Stande gewesen, ihn von dem Cultus abwendig zu machen, dem er sich einmal gewidmet.

Die Heiterkeit lebte stets in seinen Augen, auf seiner Stirn und in seinem Herzen! Sein Gesicht legte nie oder nur selten diese Maske ab; er nahm sie überall mit hin, nur der Tod konnte sie ihm rauben und ganz gewiß dachte Bergalasse gar nicht zu sterben.

Mit einer beispiellosen Rührigkeit begabt, stark und gesund, schritt er mit unermüdlichem Eifer durch das Leben hin, erheiterte Alle, die sich ihm näherten, durch seine frohe Laune, beschäftigte sich mit nichts als mit Wohlleben und ließ sich durch die Leiden und Kümmernisse des menschlichen Lebens nicht anfechten. Niemals hatte sich ein

Mensch seines Lebens mehr gefreut oder war weniger geneigt gewesen es zu verlassen.

Das Einzige, worüber man ihm ernste Vorwürfe machen konnte, war das zweideutige Handwerk, welches er trieb.

Aber Bergalasse wäre gar nicht im Stande gewesen, eine andere Rolle zu spielen. Von dem Schicksal in dem Augenblicke der Revolution auf diese Bahn geschleudert, hatte er die ganze Kraft seines Geistes, seine ganze Intelligenz daran gesetzt, sich eine exceptionelle Stellung zu erringen, und es war ihm gelungen. Dieser Mensch liebte das Geheimniß, die Intrigue; nichts gefiel ihm mehr — er sagte dies oft selbst — als sich mit einer Wolke zu umgeben, wie die Götter der alten Mythologie und so der Aufführung aller jener Dramen beizuwohnen, welche die Hauptstadt in ihrem Schooße birgt. Bergalasse würde vor langer Weile gestorben sein, wenn er sich nicht durch das mächtige Interesse aller jener Geheimnisse wach gehalten hätte, welche er auf diese Weise im Schatten verfolgte. Dies war sein eigentliches Leben und man kann leicht begreifen, wie stark beschäftigt dasselbe sein mußte. —

Seit der Rückkehr der Bourbons war Bergalasse bei der Polizei des Königreichs attachirt, und obschon er gewissermaßen der Vertraute des gegenwärtigen Ministers, Decazes, war, so hatte er doch das Wohlwollen, welches

ihm Fouché bezeigt, so lange derselbe am Ruder war, nicht ganz vergessen. Er sah ihn noch häufig und setzte ihn von Allem in Kenntniß, was in den hohen Regionen der Regierung vorging. Nur waren diese wechselseitigen Beziehungen geheimer geworden, einmal, um Alle glauben zu machen, daß der vormalige Minister eine Polizei für sich habe, und dann um Bergalasse nicht in dem Geiste seines neuen Herrn zu verlieren.

An diesem Tage jedoch war Bergalasse's Neugier ganz besonders erweckt worden. Des Morgens vor dem Abzuge aus dem Schlosse Chantilly hatte sich Fouché ihm geheimnißvoll genähert, als sie die Treppe hinab gingen und ihm einige Worte in's Ohr geflüstert, deren Sinn er nicht vollständig errathen hatte.

„Die Macht kann noch unser werden. In einer Stunde am Rundtheile Bourbon; ich werde Dich dort erwarten.“ —

Was sollte das heißen! War vielleicht eine neue Combination des Ministeriums im Gange? Hatte sich der König durch die eingebildeten Gefahren schrecken lassen, welche Fouché so zu gelegener Zeit zu schaffen wußte?

Bergalasse spazierte sehr aufgeregt hin und her und legte sich tausend Fragen vor, auf welche er nicht eine einzige genügende Antwort zu geben vermochte.

In diesem Augenblicke kam ein Reiter in einer der Alleeen zum Vorschein, welche in den Rundtheil ausmün-

deten, wo sich der Graf von Bergalasse befand und auf ihn zu. —

Es war Fouché.

Er war durch einige Herren aufgehalten worden und hatte nicht eher kommen können. Er stieg ab, band, wie Bergalasse es gethan, sein Pferd an einen Baum und ging dann einige Schritte in das Gehölz hinein, um ungenirter plaudern zu können.

Bergalasse hatte das Pferd des vormaligen Ministers mit neidischen Blicken betrachtet.

„Ein schönes Pferd, Monseigneur," sagte er boshaft lächelnd, „ich verstehe mich darauf, es ist ein herrliches Thier. Ihr könntet mir es schenken."

„Dir," sagte Fouché die Achsel zuckend, „und was willst Du damit machen?"

„Ich würde es reiten."

„Du würdest es verhungern lassen."

„Oh."

„Oder Du würdest es selbst auffressen."

„Eine schöne Meinung, die Ihr von mir habt."

„Ich will es lieber behalten."

„Wie Ihr wollt, Monseigneur," sagte Bergalasse sich verbeugend.

„Darum handelt es sich jetzt nicht, mein Freund," hob Fouché mit Lebhaftigkeit wieder an, „es giebt einen guten Streich auszuführen und Du mußt mir helfen. —

Wenn er gelingt, so können wir, ehe noch vierzehn Tage um sind, ich Minister sein und Du was Du Lust hast."

„Laßt mich hören, Monseigneur."

„Um offen zu sprechen, muß ich Dir vor allen Dingen gestehen, daß ich einen Augenblick lang fürchtete, Dich nicht hier an der verabredeten Stelle zu finden."

„Und warum denn?"

„Ich bin nicht mehr Minister."

„Aber Ihr seid es gewesen, Monseigneur."

„Ich habe jetzt so wenig Aussicht es wieder zu werden."

„Und was denkt Ihr?"

„Pardieu, ich denke, daß Du aus dem Holze geschnitzt bist, aus welchem man gescheidte Leute macht und daß Du, wie es in jenem Liedchen heißt, klug genug bist, um das Gesicht Allen zu zeigen welche kommen, und den Rücken Allen, welche fortgehen. Habe ich Unrecht?"

„Vielleicht."

„Wie?"

„Ist Monseigneur unzufrieden mit mir?"

„Gewiß nicht."

„Diene ich nicht treu?"

„Das sage ich nicht."

„Kennt Ihr nicht alle Geheimnisse des Ministeriums, gerade als wenn Ihr noch darin wäret?"

„Das ist wahr."

„Warum beklagt Ihr Euch dann, und fürchtet im

Voraus eine Untreue, welche vorauszusetzen Ihr keine gegründete Veranlassung habt?"

„Du hast Recht."

„Uebrigens," fügte Bergalasse hinzu, „möge Monseigneur sich beruhigen; wenn ich Lust haben werde ihn zu verrathen, so werde ich es ihm vorher zu wissen thun."

„Wohlan!" rief Fouché, „das ist mir lieb; ich werde ruhiger sein. Wir wollen also Freunde bleiben, Cinna, und uns bemühen, deutlich mit einander zu sprechen."

Wie man sieht, standen Herr und Diener einander gegenüber auf sehr vertrautem Fuße. Bergalasse aber beklagte sich darüber nicht, es war dies so eine Gewohnheit Fouché's, welcher Alle, die sich ihm näherten, sich fügen mußten.

„Also," hob der vormalige Minister wieder an, „ich hatte Dir einen Auftrag gegeben; sage mir erst, wie Du Dich dessen entledigt hast. Der Herzog von Naundorf war gestern Abend in Chantilly, was hat er dort gemacht?"

„Der Herzog," antwortete Bergalasse, „ist immer noch ganz derselbe und wird für Ludwig **XVIII.** niemals sehr gefährlich sein."

„Gleichviel, es liegt in unserm Interesse, daß man ihn für gefährlich halte," entgegnete Fouché, „und man muß ihn dafür halten. Hast Du das Terrain untersucht? Weißt Du, welchen Händen er jene Papiere an-

vertraut hat, welche die Aechtheit seiner Geburt und demzufolge auch seine Rechte auf den Thron bestätigen?"

„In dieser Beziehung weiß ich nichts ganz Gewisses," sagte Bergalasse, „aber wir können dies sehr bald erfahren."

„Wie so?"

„Der Herzog unterhielt in Mitau eine sehr intime Freundschaft mit dem Vicomte de Chadeul."

„Und nun?"

„Und ich habe bemerkt, daß der Herzog und der Vicomte einander kaum ansehen und sich sehr kalt grüßen. Dahinter steckt ein Geheimniß."

„Du hast Recht, wir müssen es entdecken."

„Aber auf welche Weise?"

„Der Vicomté de Chadeul ist jung," sagte Fouché, „er macht Glück bei den Damen, er genießt mächtige Protectionen, er muß auch Feinde haben."

„Ich kenne nur unbedeutende."

„Schwatzhafte Freunde."

„Sie werden ihn nicht verrathen."

„Eine Geliebte."

„Das ließe sich noch eher hören."

Fouché dachte nach.

„Liebt er nicht die Baronin de Chevreuse?" fragte er plötzlich.

„Man sagt es," entgegnete Bergalasse.

„Und die Baronin?"

„Sie läßt es sich nicht merken.“

„Aber liebt sie ihn?“

„Ich glaub' es.“

„Laïs ist verschmitzt, aber darauf kommt nichts an. Sie ist einmal in ihrem Leben so unklug gewesen, mir gewisse Geheimnisse anzuvertrauen, durch die ich sie in's Verderben stürzen könnte, wenn ich wollte.“

„Aber Monseigneur will es nicht!“ sagte Bergalasse.

Fouché lächelte und zuckte die Achseln.

„Dummkopf,“ sagte er höhnisch, „stürzt man denn Leute in's Verderben, die man braucht? Nein, aber man muß ihr Furcht einjagen und Nutzen aus der Stellung ziehen, welche sie einnimmt. Wenn sie den Vicomte wirklich liebt, so wird sie erschrecken und unsere Sache macht sich.“

Es trat ein Schweigen ein. Fouché drückte die Hand auf die Stirn und Bergalasse wartete, bis es ihm gefallen würde, die Unterredung mit ihm wieder aufzunehmen. Endlich richtete der vormalige Minister den Kopf empor. —

„Bergalasse,“ sagte er mit Lebhaftigkeit, „Du mußt Naundorf sprechen, ich will mich an Laïs machen. Die Witwe übernehme ich und Du die Waise. Sage ihm was Du willst, erhalte ihn aber in einer heilsamen Furcht in Bezug auf Chadeul; flöße ihm ein gewisses Mißtrauen hinsichtlich der Baronin ein; überlege Dir Dein Thema gut und mache ihn, wenn Du willst, sogar glauben, daß

Georgele ein großes Interesse daran habe, ihn zu verderben und daß sie von seinen Feinden gewonnen worden sei. Ueberzeuge ihn von seiner Wichtigkeit; er mag sich für furchtbar halten, und wenn, wie ich hoffe, unser Unternehmen gelingt, so werden wir den König sehr leicht von der Ohnmacht dieses Decazes überzeugen und wieder in's Ministerium eintreten; verstehst Du?"

„Vollkommen."

„Also auf morgen, wir wollen diese Unterredung nicht länger fortsetzen," sagte Fouché, „man könnte nach der Ursache meiner Abwesenheit forschen und dieselbe ausfindig machen. Es darf nichts davon unter das Publikum kommen."

„Also morgen," sagte Bergalasse.

„Morgen werden wir unsere Operation beginnen," entgegnete Fouché, „ich werde Laïs sofort aufsuchen."

„Und ich werde heute Abend den Herzog zu sehen bekommen."

Fouché band sein Pferd wieder los, schwang sich in den Sattel und ritt fort, nachdem er Bergalasse noch mit einer Geberde Lebewohl gesagt.

Dieser ging nun ebenfalls nach seinem Pferde, welches er von dem Baume, an welchen er es gebunden, losband, setzte den Fuß in den Steigbügel und saß auf.

Einen Augenblick nachher schlug er wieder den Weg

nach dem Schlosse Chantilly ein, indem er unterwegs wieder allerlei Liedchen vor sich hin trällerte.

Bergalasse war mit dem Resultate seiner Unterredung mit dem vormaligen Polizeiminister sehr zufrieden; die Intrigue, welche er soeben angeknüpft, hatte viel Angenehmes für ihn; es war eine Beschäftigung für wenigstens vierzehn Tage und der geschickte Agent sah im Geiste schon die Möglichkeit von Fouché's Wiedergelangung an's Ruder. —

Fouché hatte mittlerweile seine Zeit auch nicht verloren. Er hatte das Schloß in demselben Augenblicke erreicht, wo die Jagd unter den schallenden Fanfaren der Hörner wieder einzog. Er bemerkte sogleich die Gruppe, welche die Baronin de Chevreuse umgab, und schlug die Richtung nach ihrem Wagen ein.

„Baronin," sagte er mit einer Geradheit, die man ihm verzieh, „erlaubt Ihr mir wohl, einige Worte mit Euch zu sprechen?"

„Was giebt es denn, Monseigneur?" fragte Laïs mit einer gewissen unbestimmten Unruhe.

„Ein Geheimniß," antwortete Fouché.

„Was wollt Ihr mir denn anvertrauen?"

„Euch allein, Baronin."

„Ihr erweckt meine Neugierde, Monseigneur."

„Es wird blos auf Euch ankommen, ob dieselbe auf der Stelle befriedigt werden soll."

„Nun wohlan.“

Die Gruppe von Anbetern, welche den Wagen umgab, hatte sich zerstreut. Fouché näherte sich Laïs noch mehr und beugte sich zu ihr herab. Sie horchte begierig.

„Baronin,“ sagte Fouché mit leiser Stimme, „ich habe Euch um eine Gefälligkeit zu bitten.“

„Mich, Monseigneur?“ fragte die Baronin.

„Ja, Euch. Ihr kennt doch den Vicomte de Chadeul?“

„Er gehört zur Zahl meiner Freunde.“

„Er würde noch etwas mehr sein, wenn Ihr es wolltet; ich weiß, daß dies nur von Euch abhängt.“

„Mein Herr —“

„Ich bitte um Verzeihung, Baronin, unter uns haben dergleichen Worte keine Folgen weiter. Also, der Vicomte de Chadeul liebt Euch bis zum Wahnsinn und kann Euch nichts abschlagen, weil er Alles von Euch zu erlangen hofft.“

„Aber ich begreife nicht, welchen Zweck diese Beleidigungen haben können,“ unterbrach ihn Laïs bleich werdend, „habt Ihr vielleicht blos, um diese Rolle spielen zu können, erst die Personen von mir entfernt, welche mich gewöhnlich umgeben?“

Fouché lächelte verächtlich.

„Na, na, das glaubt Ihr selbst nicht, Baronin,“ antwortete er, „ich habe Euern Hof blos in der Absicht entfernt, daß Ihr vor demselben nicht zu erröthen brauchtet und

damit wir uns ungenirt aussprechen könnten. Wollt Ihr das?"

„Redet," sagte Laïs mit einem gewissen Schaudern.

„Ich komme also auf den bewußten Mann zurück," fuhr Fouché fort. „Ihr kennet den Vicomte de Chadeul; der Vicomte kann Euch nichts abschlagen. Nun wünsche ich, daß Ihr mir morgen den Schlüssel zu dem geheimnißvollen Zimmer zustellen möchtet, das er in dem Faubaurg Saint Honoré bewohnt."

„Was soll das heißen?" rief die junge Frau, „Ihr wollt —"

„O, ich will, das heißt ich brauche diesen Schlüssel, Ihr seid mir ergeben und ich hoffe —"

„Ihr irrt Euch, Monseigneur."

„Wie?"

„Ich werde nicht thun, was Ihr wünschet."

„Wirklich nicht?"

„Ich weiß nicht, in welcher Absicht Ihr diesen Schlüssel verlangt, und ich wüßte nicht —"

„Ganz wie Ihr wollt, Baronin," entgegnete Fouché gleichgiltig, „ich habe nicht die Absicht, Gewalt gegen eine Dame zu gebrauchen; ich werde mich direct an den Vicomte wenden."

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Ich habe noch gewisse Briefe in meinem Besitze, die man mir vor bald einem Jahre zuschickte, damit ich

sie dem König Ludwig XVIII. vorlege, wir werden davon Gebrauch machen."

„Monseigneur!"

„Was ist Euch?"

„Diese Briefe sind ja die Zeugen meiner Schande."

„Glaubt Ihr?"

„Ihr werdet es nicht thun."

„Nun, was habt Ihr denn zu fürchten? der Vicomte de Chadeul wird erfahren, daß eine junge, schöne, geistreiche Frau, kaum erst Witwe geworden, den Plan gefaßt hatte, die Einsamkeit eines unvermählten Königs zu erheitern. — Was ist denn dabei? Haben dies unsere Damen unter dem alten Regime nicht etwa auch gethan?"

Laïs war nicht im Stande, ein Wort zu entgegnen; sie war noch bleicher geworden; ihr Blick heftete sich seltsam und stier auf den Boden; eine ganz eigenthümliche Furcht erfüllte ihr Herz und trübte ihr den Verstand.

„Monseigneur," sagte sie endlich, „Ihr mißbraucht Eure Stellung gegen mich auf eine grausame Weise; diese Handlung ist eine bodenlose Niederträchtigkeit — aber ich bin einmal in Eurer Gewalt, das begreife ich wohl, und morgen sollt Ihr den Schlüssel haben."

„Schön!" rief Fouché in freudigem Tone, „das nenne ich vernünftig gesprochen. Uebrigens glaubt mir, Baronin, daß bei der ganzen Sache von keiner ernsten

Gefahr für den Vicomte die Rede sein kann. Es kommt blos darauf an, daß er niemals erfahre, in welche Hände dieser geheimnißvolle Schlüssel gekommen ist. Also morgen, Baronin."

„Morgen," antwortete Laïs mehr todt als lebendig.

Vierzehntes Kapitel.

Der Schlüssel.

Der Abend war gekommen; es war sechs Uhr; die ganze Gesellschaft hatte die Salons des Prinzen verlassen und Jeder hatte sich in die ihm angewiesenen besonderen Zimmer zurückgezogen.

Die Baronin von Chevreuse war nicht aus dem ihrigen herausgekommen, sie hatte für diesen Abend Chadeul zu sich bestellt und erwartete ihn in Gesellschaft Lisettens, ihrer Kammerzofe.

Lisette befand sich seit mehr als zehn Jahren in Laïs' Diensten, sie hing sehr an ihrer Gebieterin und war ihr mit wahrhafter Ergebenheit zugethan. Sie war jetzt nicht mehr das schlanke Zöfchen, welches wir bei den Ereignissen in Mitau mit auf der Bühne erscheinen sahen; Lisette war jetzt dreißig Jahre alt, eine gewisse Fülle hatte sich

in ihrer ganzen Person entwickelt; sie hatte bald hier, bald da Liebschaft mit einigen Kammerdienern, einigen Pagen, sogar einigen vornehmen Herren gehabt und allmählig an Umfang gewonnen, dagegen aber an Munterkeit und Grazie verloren."

Laïs hatte sich an dieses Gesicht gewöhnt; Lisette besaß alle ihre Geheimnisse; sie wußte, daß sie aufrichtig an ihr hing und deshalb hatte sie sie ununterbrochen in ihrem Dienste behalten.

Im gegenwärtigen Augenblicke lag die junge Witwe nachlässig auf einem Sopha ausgestreckt, in der Nähe eines hohen Kamins, in welchem einige Buchenscheite knisterten. Eine Alabasterlampe verbreitete ein weiches, duftiges Licht in dem Zimmer und nur der Pendel der Uhr unterbrach das Schweigen.

Laïs war bleich und schien sehr bewegt zu sein.

Die Worte Fouché's hatten sie erschreckt; sie wußte sich in der Macht dieses Menschen und zitterte, wenn sie bedachte, daß er sie in den Augen des Vicomte zu Grunde richten konnte. Fouché hatte versichert, daß Chadeul von keiner Gefahr bedroht sei, aber konnte man wohl dem Worte des vormaligen Ministers trauen? Wie viele Freunde hatte er nicht getäuscht, wie viele Schlachtopfer dem Verderben preisgegeben, während er sie doch hätte erretten können! —

Die Baronin ward von der grausamsten Unent-

schlossenheit gefoltert und fragte sich, welchen Weg sie einschlagen solle.

Laïs hatte sich seit einigen Monaten sehr verändert.

So lange sie mitten in den Zerstreuungen des Hofes gelebt, hatte sie sich ganz dem Rausche hingegeben, welcher sich ihrer damals bemächtigt hatte. Bewundert zu werden, neben sich nichts zu hören als Lobsprüche, den Zauberbecher des Vergnügens zu trinken, ohne ihn jemals zu leeren — dies war ihr Leben gewesen; sie überließ sich mit einer Art Wahnsinn dieser rein äußerlichen Existenz, die ihr niemals eine moralische Ermüdung bereitete und ihren Geist und ihre Eitelkeit unaufhörlich wach hielt. Laïs fragte sich nicht, welchem Gefühle sie gehorchte und ebenso wenig, ob ihr eine glückliche Erinnerung an dieses unruhige Leben, welches sie führte, bleiben würde — es war eine Art Vergessenheit; sie wandelte, ohne hinter sich zu blicken, entblätterte ein Vergnügen nach dem andern und empfand niemals das gebieterische Bedürfniß der Ruhe und des Friedens.

Was soll man von dieser sonderbaren Frau sagen?

Die Freude, welche zu jeder Stunde auf ihrer Stirn strahlte und dieselbe mit einem göttlichen Diadem krönte, reichte diese wohl hin, sie zu rechtfertigen und freizusprechen? Konnte die Erziehung, welche sie erhalten, und welche sie frühzeitig aus der geselligen Bahn geworfen, eine Entschuldigung sein? Wir wollen uns über diesen

Punkt nicht aussprechen. Gewiß aber ist, daß mitten unter diesen Aufregungen und Zerstreuungen Laïs auf wunderbare Weise jene angeborene Naivetät bewahrt hatte, welche Gott dem Herzen eines jeden jungen Mädchens eingeflößt hat.

Eines Tages jedoch änderten sich Laïs' Geschmacksrichtungen ganz plötzlich. Früher immer heiter und lachend, ward sie auf einmal ganz ernst; man begegnete ihr weniger oft in der Gesellschaft; sie blieb mehr zu Hause; sie hatte nicht mehr den Muth, jene treue Phalanx von Anbetern, die ihr folgte, zurückzuweisen, aber sie ließ sich weniger blicken, bewahrte in ihrem Herzen die reichen Schätze des Geistes und der Liebenswürdigkeit, welche sie in sich trug und vertraute dieselben nur einem sehr kleinen Zirkel an, der blos aus gewählten Freunden bestand. Die Welt giebt die Aufrichtigkeit von dergleichen Bekehrungen nicht leicht zu; Laïs war mehrere Tage lang der Gegenstand des Gesprächs in allen Salons der Hauptstadt und man tadelte dieses neue Leben, welches sie gewählt, weit härter und bitterer, als das, welches sie bis dahin geführt.

So ist die Welt!

Man trotze den Gesetzen, welche sie regieren, man zerreiße die Bande, welche jedes Wesen an die Gesellschaft knüpfen, man setze sich in offenen Widerspruch mit allen Regeln der allgemein geltenden Moral — wenn man da-

bei kühn ist und sich mit einer Schande schmückt wie mit einer Krone, so wird die Welt sich verneigen und anbeten.

Laïs hatte an nichts gedacht; sie hatte sich mit den Urtheilen der Welt immer sehr wenig beschäftigt. Sie war jung; sie war reich; sie war schön; sie wußte wohl, daß man sie nicht verlassen würde — und sie hatte Recht.

Keiner der Herren, welche gewohnt waren, sie zu besuchen, entfernte sich von ihr; die Lobsprüche, die nie aufgehört hatten, sie zu umhallen, schwiegen nicht und ihre Salons blieben immer die besuchtesten von ganz Paris.

Aber welche geheimnißvolle Ursache hatte Laïs' Gesinnungen so schnell geändert? Welcher Empfindung hatte sie gehorcht, indem sie sich, so zu sagen, von der Welt zurückzog? Warum blieb sie nicht darin? Was sollte man von diesem seltsamen Verhalten denken?

Die Antwort ist eben so einfach, als das Gefühl, welches Laïs zu diesem Entschlusse gebracht hatte. Eines Tages war Laïs dem Vicomte de Chadeul begegnet und sie hatte ihn geliebt!

Dies war eben so einfach geschehen, als wir es sagen.

Als sie ihn wiedersah, war die Sache anders.

Es lag in seinem Wesen so viel von gutem Geschmack zeugende Zurückhaltung, auf seiner Stirn so viel stolze Klarheit, in seinem Blicke so viel schlecht verhaltene Liebe, seine ganze Person athmete so viel Offenheit, Güte und Anhänglichkeit, daß Laïs erstaunt, ja erschreckt an diesem

verhängnißvollen Abhange stehen blieb, der sie so rasch dem Abgrunde zuführte.

Es war dies für sie gleichsam eine Offenbarung der Ehre, der Ehrlichkeit, der wahren und ritterlichen Liebe.

Sie fürchtete sich!

Es war ihr so etwas Neues! Niemals hatte ein solches Gefühl ihr Herz bewegt, und an dem Zittern, welches sich ihrer bemächtigte, erkannte sie, bis zu welcher Tiefe dieses neue Gefühl sie durchdrungen hatte.

Sie fürchtete sich!

Denn sie sagte sich, daß die moralische Entfernung, welche sie gegenwärtig von dem Vicomte trennte, unermeßlich war und daß ihre Vergangenheit sich ewig zwischen ihnen aufrichten würde, um sie auf immer zu trennen.

Und doch, mit welchem erhabenen Muthe begann sie zu lieben! Wie zertrümmerte sie ohne Kummer alle jene falschen Götzen, welche ihre Jugend angebetet hatte; wie reinigte sie ihr Herz, um in diesem entweihten Tempel nur das reine lächelnde Bild Chadeuls zu bewahren!

Sie zerriß mit einem gewissen Stolze die Bande, welche sie noch an ihre strafbare Vergangenheit fesselten, und als sie sich endlich der Sympathie des Vicomte würdig gemacht, ließ sie sich lieben.

Man begreift nun, welchen Schrecken ihr die Worte

Fouché's eingeflößt nnd warum sie zwanzig Mal in einer Minute erröthete und erbleichte.

Dem vormaligen Minister nicht gehorchen, hieß alle Hoffnung verlieren, von Chadeul geliebt zu werden; ihm gehorchen, hieß vielleicht diesen letztern in's Verderben stürzen. —

Lisette betrachtete ihre Gebieterin mit einem Erstaunen, welches mit jedem Augenblicke wuchs. Laïs hatte ihr den Befehl mitgetheilt, den sie von Fouché erhalten, und sie fragte sich, warum sie so sehr zu zögern schien, einen Menschen zufrieden zu stellen, dessen Enthüllungen sie compromittiren konnten.

Lisette, welche niemals recht gewußt hatte, was Liebe sei, vermochte Laïs' Haltung nicht zu begreifen; sie näherte sich ihr mit der Theilnahme einer Mutter für ihr Kind und glaubte, sie zerstreuen zu müssen, indem sie eine Unterredung mit ihr anknüpfte.

„Ihr seid heute Abend sehr leidend, Madame," sagte sie, indem sie ein frisches Holzscheit in das Feuer legte.

„Ja, Lisette," antwortete Laïs, indem sie ihre glühende Hand vor die Stirn drückte.

„Wünscht Ihr vielleicht etwas?"

„Nein."

„Die Spazierfahrt ist Euch vielleicht nicht gut bekommen."

„Glaubst Du?"

„Ihr hättet auf derselben eigentlich dem jungen Herzog von Naundorf begegnen müssen.“

„Ich habe ihn gesehen.“

„Und auch mit ihm gesprochen?“

„Ja.“

„Diese Unterredung hat Euch vielleicht Erinnerungen zurückgerufen —“

„Allerdings.“

„Das wird Euch aufgeregt haben.“

„Wir haben von Mitau gesprochen.“

„Diese Erinnerung wird allerdings eine aufregende gewesen sein.“

„Nein.“

„Aber doch seid ihr nicht wie gewöhnlich; Ihr leidet,“ sagte Lisette.

„Das ist wahr.“

„Dann ist Herr Fouché schuld.“

„Ich glaube es auch.“

„Ohne Zweifel dieser Schlüssel.“

„Ach ja, dieser Schlüssel, dieser Schlüssel,“ sagte Laïs und ward sehr nachdenklich.

„In der That, ich vermag Euch nicht zu begreifen, Frau Baronin; dieser Schlüssel scheint mir nicht so schwer zu erlangen zu sein und ich wette, der Vicomte wird sich glücklich schätzen, ihn Euch geben zu können.“

„Ja, glücklich!“

„Ihr zweifelt daran?"

„Und wenn nun Fouché ihn mir abverlangt hätte, um den Vicomte in's Verderben zu stürzen?" fuhr Laïs ungestüm fort; „wenn nun dieser Schlüssel dazu dienen sollte, ihn zu compromittiren? Wenn sie ihn um's Leben bringen wollten, Lisette, es wäre das auch mein Tod.

„Was, Ihr wollt sterben, um eines Liebhabers willen!" rief Lisette und schlug vor Erstaunen die Hände zusammen; „na, das ist das erste Mal, daß ich Euch auf diese Weise sprechen höre."

Diese Worte waren mit einer so vollkommenen Naivetät gesprochen worden, daß die Baronin sich eines Lächelns nicht enthalten konnte.

„Ja," hob sie bald darauf mit bitterer Traurigkeit wieder an, „ja, das ist das erste Mal, Lisette, Du hast Recht, es ist das erste Mal, wo mir das Herz schlägt, das erste Mal, wo ich liebe! Aber wenigstens will ich diese Liebe nicht wegwerfen wie die andern und ich werde ihn retten, wenn Gott mich nicht selbst verurtheilt hat, zu sterben."

„Aber welchen Entschluß gedenkt Ihr zu fassen?" fragte Lisette, ganz erstaunt über diese Sprache.

„Ich weiß es nicht," antwortete Laïs.

„Der Vicomte wird kommen?"

„Ja."

„Morgen wird dieser Schlüssel in Euren Händen sein."

„Wenn ich wüßte."

„Was denn?"

„Fouché's Absicht."

„Wenn Ihr dem Vicomte Alles gesteht, so wird er vielleicht —"

„Horch!" unterbrach sie Laïs.

In diesem Augenblicke ward zweimal leise angepocht.

„Man pocht!" rief die junge Witwe.

„Ich werde öffnen," sagte Lisette.

Die Zofe beeilte sich die Thür zu öffnen und meldete den Vicomte de Chadeul. Laïs erröthete.

„Seid Ihr es, Vicomte?" fragte sie sogleich, ohne ihn anzusehen.

„Ich bin es," antwortete Chadeul.

„Nun wohl," hob Laïs wieder an, „so seid mir willkommen. Lisette mag uns verlassen, denn ich habe Euch wichtige Dinge mitzutheilen."

Lisette ging fort und der Vicomte näherte sich der jungen Witwe, deren Hand er ehrfurchtsvoll küßte.

Seltsam! die Röthe, welche bis jetzt Laïs' Wangen bedeckt hatte, war beinahe augenblicklich verschwunden. Vor dem Vicomte schien sie keine Gemüthsbewegung mehr zu empfinden; ihr Gesicht war ruhig und gefaßt; es war, als wenn sie eine Maske vorgenommen hätte.

Was Chadeul betraf, so hatte derselbe nicht dieselben Gründe, zu verbergen, was in seinem Herzen vorging.

Seine Gemüthsbewegung war auf seinem Gesichte und er setzte sich neben die Baronin, indem er auf sie einen Blick heftete, in welchem seine ganze Liebe glänzte.

„Ihr habt mir wichtige Dinge mitzutheilen, Madame,“ hob er in langsamem Tone an; „es ist dieser ein eigenthümlicher Empfang, auf den ich mich durchaus nicht gefaßt gemacht hatte.“

„Und warum, wenn ich fragen darf?“

„Weil ich gehofft hatte.“

„Immer noch so eitel!“ sagte Laïs mit einem bezaubernden Lächeln.

„O, ich bitte um Verzeihung,“ sagte der Vicomte in ehrerbietigem, unterwürfigem Tone.

„So sind die Männer,“ fuhr die Baronin fort, „die anscheinend kältesten und zurückhaltendsten sind in der Regel am leichtesten geneigt, sich über sich selbst zu täuschen.“

„Das Glück ist so selten,“ entgegnete Chadeul, „daß wir uns beeilen müssen, ihm die Hand zu bieten, wenn es uns zufällig erscheint.“

„Und ist es Euch denn erschienen?“

„Ich hab' es geglaubt.“

„Ihr könntet Euch getäuscht haben.“

„Wie?“

„Seht, Vicomte, wir wollen offen mit einander sprechen und uns nichts von unsern beiderseitigen Gedanken verbergen. Ihr seid der vollkommenste Edelmann, dem

ich in meinem Leben begegnet bin und ganz gewiß werdet Ihr nicht die Absicht haben, mich zu hintergehen."

„Ich!"

„Ich wußte es wohl."

„Aber wer oder was hat Euch auf diese Voraussetzung bringen können?"

„Viele Personen und viele Dinge."

„Nennt mir die Person."

„Na, na, Vicomte, wir wollen nicht so rasch die Hand an den Degen legen; es handelt sich hier nicht um ein Duell, sondern vielmehr um eine Unterredung, deren unvermeidliches Resultat sein muß, mich mit gewissen Geheimnissen Eurer Existenz bekannt zu machen."

„Von welchen Geheimnissen wollt Ihr sprechen?" fragte der Vicomte.

„Es giebt deren mehrere —"

„Aber ich bitte —"

„Ihr sollt Alles wissen."

Die Baronin spielte in diesem Augenblicke mit einem kleinen Riechfläschen, welches sie in der Hand hielt. Ohne die Augen aufzuschlagen, fuhr sie fort:

„Erstens hat man mir gesagt — und ich weiß in der That nicht, ob ich Euch solche Dinge wiedererzählen darf — man hat mir gesagt, Ihr liebtet mich."

„Ich glaubte, Ihr hättet es errathen," antwortete der Vicomte traurig.

„Mein Gott," fuhr Laïs fort, „ich gestehe, daß ich in der Menge von Anbetern, die mich umgiebt, Euer Gesicht immer mit Vergnügen betrachtet habe; ja, ich habe Euch unter allen den Männern, die mir so eifrig den Hof machen, ausgezeichnet, und ich will Euch sogar gestehen, daß in der Einsamkeit, die mich zu gewissen Stunden umgiebt, Euer Andenken mir gefolgt ist und daß ich an Euch gedacht habe."

„Ist's möglich!" rief Chadeul freudig.

„Und warum nicht? Ihr waret der Einzige, der ein wirkliches Interesse, eine aufrichtige Freundschaft für mich zu empfinden schien; man täuscht sich über diese Gefühle selten und ich bin Euch auch oft dankbar dafür gewesen, wenn auch nicht für Eure Liebe, welcher ich nicht entsprechen wollte, doch wenigstens für die Sympathie, die Ihr mir bewieset."

„O Laïs, Laïs!" sagte Chadeul, „Ihr macht mich über alle Maßen glücklich."

Und ohne recht zu bedenken, was er that, bemächtigte er sich einer der Hände der jungen Witwe, welche er mit Entzücken küßte. Laïs sah ihm lächelnd zu und als sie ihn so glücklich sah, hatte sie nicht die Kraft, ihm ihre Hand zu entziehen.

Chadeul liebte die junge Witwe mit einer glühenden Leidenschaft, wie ein rechtschaffener, biederer, aufrichtiger

Mann, der in seinem fünfunddreißigsten Jahre zum ersten Male liebt.

Für ihn war Laïs noch jenes bezaubernde Wesen, welches er in Mitau kennen gelernt und zu deren Ehren er so manchen Degenstoß gewechselt. Es war dies die Frau, welcher er im Lande der Verbannung begegnet, welche seinem unbeschäftigten Leben ein Ziel dargeboten, die er mit dem naiven Feuer eines Herzens von zwanzig Jahren bewundert.

Sie war immer noch für ihn dieselbe Schönheit, dieselbe Reinheit, dieselbe Unbescholtenheit. Die zehn Jahre, welche verflossen waren, hatten sie in seinen Augen nicht verändert; er hatte auf ihren Lippen jenes strahlende Lächeln wiedergefunden, welches schon früher ihrem Antlitze einen so hohen Reiz verlieh, und er hatte begonnen, sie wieder zu lieben.

Chadeul kannte nicht das Leben der Baronin, er kannte nicht ihr Herz, er liebte sie.

Er hatte schon daran gedacht, sie dieser Mitte zu entreißen, in welcher sie sich vergaß, mit ihr zu fliehen, weit hinweg von dem trügerischen Geräusch der Hauptstadt und wenn auch nur auf einen Tag, wenn auch nur auf eine Stunde zu jener Oase von Mitau zurückzukehren, wo er die süßesten Erinnerungen seines Herzens gelassen hatte.

Was sollen wir weiter hinzusetzen?

Chadeul war selbst wieder zum einfachen, aufrichtigen, schüchternen Kinde geworden, um dieses reizende Kind zu lieben, dessen Bild ihm so lächelnd erschien, wenn er seine Vergangenheit wieder heraufrief.

Laïs und Naundorf! Diese beiden Wesen schloß er in einen und denselben Gedanken ein und führte auf sie alle Freundschaft und Liebe zurück, welche in seinem Herzen wohnte.

Die Hoffnung daher, so geliebt zu werden, wie er geträumt hatte es zu sein, machte ihn beinahe wahnsinnig; er vergaß Alles was er gelitten, wie oft er das einsame Leben verläumdet, welches ihm beschieden gewesen; er vergaß Alles, um sich nur Eines Gegenstandes zu erinnern — der Liebe zu Laïs.

„Ach, verzeiht mir," sagte er zu der jungen Witwe, als diese Anwandlung von wahnsinniger Freude vorüber war, „verzeiht mir, aber Eure Worte haben mich überrascht; ich bin so wenig an das Glück gewöhnt; ich habe mich vergessen."

„Ich soll Euch verzeihen?" sagte Laïs, indem sie zugleich vielleicht nur ungern die Hand zurückzog, welche der Vicomte in der seinigen hielt, „ich möchte es gern, Herr de Chadeul, aber ich wage es nicht."

„Warum das?"

„Weil es viele Geheimnisse giebt, welche mich erschrecken."

„Geheimnisse!“

„In der That, wenn Ihr Euch nicht auf genügendere Weise erkläret, so weiß ich nicht, was ich denken soll.“

„Von mir?“

„Ja von Euch, Vicomte.“

„Redet, redet!“

„Und Ihr werdet mich nicht mehr unterbrechen,“ sagte die junge Witwe lächelnd, indem sie ihm zugleich anmuthig die Hand bot.

„O, ich schwör' es! ich schwör' es!“ entgegnete der Vicomte, indem er von Neuem diese kleine Hand küßte, welche sich in die seine legte.

Der Vicomte trug den Himmel in der Brust; er hatte bis jetzt noch gar nicht gelebt, sein Leben begann erst in diesem glücklichen Augenblicke; sein ganzes Antlitz strahlte; keine Bitterkeit trübte seine Freude, und obschon in Laïs' Worten noch etwas lag, was er nicht verstand, so überließ er sich doch ganz dem Glücke, geliebt zu werden.

Laïs betrachtete ihn, und als sie ihn so berauscht sah, erschrak sie fast selbst über die Unermeßlichkeit dieses Glückes.

Sie dachte nur an Fouché und sagte sich mit bittrer Verzweiflung, daß ein einziges Wort von diesem Menschen auf immer das gebrechliche Gerüst zertrümmern konnte, auf welchem die ganze Hoffnung ihrer Zukunft ruhete.

Mittlerweile hatte Laïs keinen Theil ihrer Rolle ver-

gessen, und nichts verrieth in ihrem Gemüth die Empfindungen, welche ihren Geist und ihr Herz bewegten.

Sie begann daher wieder mit derselben Ruhe und derselben freudigen Sicherheit:

„Ohne Zweifel, Vicomte, habt Ihr den Aufenthalt in Mitau nicht vergessen.“

„Mitau wird mein ganzes Leben lang meine theuerste Erinnerung sein,“ antwortete der Vicomte de Chadeul.

„Ihr entsinnt Euch wohl noch aller Personen, die Euch daselbst bekannt waren?“

„Aller.“

„Ihr würdet sie wohl mit Vergnügen wiedersehen?“

„Ganz gewiß.“

„Nun wohl, so erkläret mir, Herr de Chadeul, weshalb Ihr heute morgen so frostig einen Mann begrüßt habt, der Euch die lebhafteste Freundschaft eingeflößt hatte.“

„Von wem sprecht Ihr?“

„Von dem Herzoge.“

„Naundorf?“

„Ja wohl.“

Der Vicomte ward ernst und wendete seinen Blick von Laïs ab.

„Ihr antwortet nicht?“ fragte die junge Witwe.

„Ich kann nicht,“ antwortete Chadeul mit gewaltsamer Anstrengung.

„Es ist also ein Geheimniß?“

„Wenigstens eine Sache, die verschwiegen bleiben soll."

„Und Ihr zögert, sie mir anzuvertrauen?"

„Sie ist nicht mein Eigenthum."

„Aber ich versichere Euch, ich bin wirklich recht neugierig," sagte die junge Witwe lächelnd.

„Ich werde mich bemühen verschwiegen zu sein," entgegnete der Vicomte mit derselben ernsten Unbeugsamkeit.

Laïs unterdrückte ein leichtes Gefühl von Ungeduld; es war weniger das Geheimniß, als das Vertrauen Chadeuls, was sie zu besitzen wünschte, und diese Zurückhaltung flößte ihr eine Art unbestimmter Unruhe ein.

„Es sei," sagte sie nach kurzem Schweigen, „es soll geschehen, wie Ihr wollt, Herr de Chadeul, aber Ihr werdet mir wenigstens erlauben, daß ich mich wundere."

„Ueber meine Discretion?"

„Ohne Zweifel. Beweiset dieselbe nicht, daß Ihr wenig Zutrauen zu mir habt?"

„Könnt Ihr das denken?"

„Und auf welchen andern Gedanken sollte ich denn kommen?"

„Ach, enttäuscht Euch, Laïs, enttäuscht Euch," sagte der Vicomte, „verlangt von mir alle Geheimnisse, die mir angehören, verlangt mein Blut, mein Leben, ich werde Eure Wünsche noch übertreffen; aber bedenket, Madame, das, was Ihr in diesem Augenblicke von mir verlangt, ist vielleicht meine Schande und würdet Ihr mir wohl er-

lauben, Euch noch zu lieben, wenn ich durch diesen Meineid Eurer auf immer unwürdig werden sollte?"

Laïs antwortete nicht, sie war lebhaft erregt; sie kam jetzt an den letzten Theil ihrer Rolle und dieser war ohne Zweifel der schwierigste.

Der Vicomte glaubte, daß er sie durch seine abschlägige Antwort verletzt habe und fuhr daher mit Wärme fort:

„Seht," sagte er mit vor Liebe und Achtung zitternder Stimme, „besteht nicht auf Eurer Forderung, ich bitte Euch auf den Knieen darum; trübt nicht diese gesegnete Stunde, wo Ihr mir erlaubt habt, Euch zu lieben, indem Ihr mir ein Opfer auferlegt, welches mich zu viel kosten würde. Dieses Geheimniß, ich habe es Euch gesagt, ist nicht mein Eigenthum; es steht das Glück, die Ehre, ja vielleicht das Leben des Herzogs von Naundorf auf dem Spiele. Es reiche wenigstens heute hin, wenn ich Euch diese Versicherung gebe und lasset mich diese Augenblicke, die Ihr mir gewähret, der Segnung Eurer Güte und dem Bekenntnisse meiner Liebe weihen."

Laïs fügte sich in den dringenden Aufforderungen ihres Geliebten und ließ sich durch die Bitte gewinnen, die er an sie richtete.

„Man muß wollen, was Ihr wollet," sagte sie endlich zu ihm und ohne daß ihre Stimme noch den geringsten Anflug von Bitterkeit hatte, „und ganz gewiß könnte

ich nichts Besseres verlangen, als Euch zu glauben; unglücklicher Weise aber ist dieses Geheimniß nicht das einzige, welches Ihr mir verbergt und der letzte Vorwurf, den ich an Euch zu richten habe, ist vielleicht noch ein schwererer und ein noch größerer Beweis Eures Mißtrauens."

„Was wäre denn das?" fragte Chadeul erstaunt.

„Ach, ich kenne Eure Existenz, seht Ihr, und habe viele Dinge erfahren, die Euch betreffen."

„Aber nur weiter."

„Ich will gerne glauben, daß Ihr mich liebt, weil Ihr es sagt, aber dann scheint mir es seltsam, daß ein Mann, der nur eine Liebe im Herzen hat, sich mit Geheimnissen umgiebt und, wie Ihr gethan habt, in der Faubourg St. Honoré ein kleines Hôtel miethet, wo keinem Uneingeweihten der Eintritt verstattet wird."

„Wie, Ihr wißt?"

„Ich weiß Alles."

„Aber wer hat Euch das gesagt?"

„Gleichviel. Ist es denn wahr?" fragte Laïs.

„Allerdings," entgegnete Chadeul.

„Und Ihr versichert wohl auch, daß es von Eurer Seite nichts als eine unschuldige Grille, welche mit der Liebe nichts zu schaffen hat?"

„Wenn ich es sagte, würdet Ihr mir doch nicht glauben."

„Davon könnt Ihr im Voraus überzeugt sein."

„Was soll ich aber dann sagen?"

„Die Wahrheit."

„Nun wohl, die Wahrheit, daß der Herzog dieses Hôtel gewünscht hat, daß er es in meinem Namen bewohnt und daß ich darin blos ein sehr beschränktes Gemach inne habe, wo man mich sehr selten sieht."

„Aber, Ihr geht doch zuweilen hin?" fragte Laïs.

„Warum soll ich es verbergen?" antwortete der Vicomte.

„Und Ihr würdet schwören, daß Alles dies ganz unschuldig sei?"

„Worin könnte ich mich schuldig glauben?"

„In den Augen der Welt nicht, aber wohl in den meinigen."

„Ah, so stellet mich auf die Probe; besucht dieses Hôtel allein oder in meiner Begleitung, und wenn Ihr nicht ganz befriedigt aus demselben wieder herauskommet, so will ich dem Glück entsagen, welches ich zuweilen gehofft habe."

Laïs schien einige Augenblicke nachzudenken; sie betrachtete zerstreut die Flamme, welche im Hintergrunde des Kamins knisterte und spielte mit dem kleinen Riechfläschchen, welches sie in der Hand hielt. Einige Sekunden darauf richtete sie ihr schönes Auge auf den Vicomte

— ihr Auge, in welchem fürwahr mehr Liebe glänzte, als sie deren zeigen wollte.

„Herr de Chadeul!“ sagte sie mit zitternder Stimme, „Ihr werdet nicht schlimme Voraussetzungen machen, nicht wahr?“

„Ich!“ rief Chadeul.

„Ihr werdet die Neugier einer Frau respectiren und sie nicht verläumden.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“

„Es steigt ein seltsamer Wunsch in mir auf.“

„So sprecht doch.“

„Werdet Ihr morgen in Eurem kleinen Hôtel sein?“

„Wenn Ihr mir es erlauben wolltet —“ rief Chadeul, nahe daran, vor Freude wahnsinnig zu werden.

„Ich verspreche es Euch.“

„Ich werde da sein, ich werde da sein!“

„Um zehn Uhr also.“

„Um zehn Uhr.“

„Aber da der Frau, welche Euch einen Besuch abstatten wird, daran liegt, von Niemandem gesehen zu werden, als von Euch, so müßt Ihr auch einen besonderen Schlüssel zu Eurem Zimmer haben.“

„Den habe ich auch.“

„Wollt Ihr mir ihn bis morgen Abend anvertrauen?“

„O Laïs, Laïs;“ sagte Chadeul, indem er der Baronin zu Füßen fiel und seine Stirn auf ihren Knieen verbarg.

Ende des zweiten Theils.